Europäiſche Bibliothek

der

neuen belletriſtiſchen Literatur

Deutſchlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 1195. Band.

XII. Serie. 95.

Das Pfarrhaus Framley. Von Anthony Trollope.

Erſter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1864.

Digitized by Google

Das
Pfarrhaus Framley.

Ein Roman

von

Anthony Trollope,
Verfasser von: „Doctor Thorne," „Schloß Richmond" ꝛc.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Landesbibliothek.

Erster Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1864.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Pfarrhaus Framley.

Erſter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

„Omnes omnia bona dicere.“

Als der junge Mark Robarts die Universität verließ, konnte sein Vater mit Recht behaupten, daß alle Menschen von diesem Sohne alles mögliche Gute zu ihm sprächen und sein Glück priesen, einen Sohn zu haben, der von dem Himmel mit einem so vortrefflichen Charakter ausgestattet worden.

Dieser Vater war ein in Exeter lebender Arzt. Er besaß allerdings kein Privatvermögen, erfreute sich aber einer einträglichen Praxis, die ihn in den Stand gesetzt hatte, seine Familie mit allen Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche Geld verschaffen kann, zu erhalten und zu erziehen.

Mark war sein ältester Sohn und sein zweites Kind, und wir müssen die ersten Seiten dieser Erzäh-

lung zu einer Aufzeichnung der guten Dinge verwenden, womit der Zufall und eigene Handlungsweise diesen jungen Mann beschenkt hatten.

Der erste Schritt, den er im Leben vorwärts that, hatte seinen Grund in dem Umstande, daß er noch sehr jung als Pensionsschüler in das Haus eines Geistlichen kam, der ein alter und intimer Freund seines Vaters war. Dieser Geistliche hatte noch einen, aber nur einen, Pensionsschüler, den jungen Lord Lufton, und zwischen den beiden Knaben hatte sich eine vertraute Freundschaft entwickelt.

Lady Lufton hatte ein Mal ihren Sohn im Hause seines Erziehers besucht und bei dieser Gelegenheit den jungen Robarts eingeladen, seine nächsten Ferien in Framley Court zuzubringen.

Er that dies, und die Folge davon war, daß Mark mit einem Briefe voll Lobeserhebungen von der verwittweten Lady nach Exeter zurückkam.

Sie freute sich, schrieb sie, einen solchen Genossen für ihren Sohn zu haben, und sprach die Hoffnung aus, daß die Knaben während der Zeit ihrer Ausbildung beisammen bleiben möchten.

Doctor Robarts war ein Mann, der von hochgestellten, vornehmen Leuten eine große Meinung hatte, und keineswegs geneigt war, irgend einen Vortheil, der für seinen Sohn aus einer solchen Freundschaft

erwachsen konnte, wegzuwerfen. Als daher der junge Lord auf die lateinische Schule in Harrow geschickt ward, ging Mark Robarts auch dorthin.

Daß der Lord und sein Freund sich oft zankten und dann und wann prügelten, ja daß sie sogar ein Mal drei Monate lang kein Wort mit einander sprachen, dies hatte auf die Hoffnungen des Doctors durchaus keinen nachtheiligen Einfluß. Mark brachte immer und immer wieder ein Mal ein paar Wochen in Framley Court zu, und Lady Lufton sprach in ihren Briefen stets mit dem größten Lobe von ihm.

Nach Beendung der Studien in Harrow gingen die Jünglinge mit einander als Studenten nach Oxford, und auch hier blieb Mark's gutes Glück ihm treu.

Dieses Glück bestand mehr in der höchst noblen Art und Weise, auf welche er lebte, als in wunderbaren Fortschritten auf der Bahn des Wissens. Seine Familie war stolz auf ihn, und der Doctor ergriff gern jede Gelegenheit, um mit seinen Patienten von ihm zu sprechen, nicht weil er mehrmals Prämien und andere Auszeichnungen erhalten, als vielmehr in Bezug auf seine tadellose Aufführung im Allgemeinen. Er hatte den allerbesten Umgang, er machte keine Schulden, er liebte Gesellschaft, mied aber sorgfältig gemeine Gesellschaft, trank gern ein Glas Wein, ward aber nie betrunken gesehen, und, was die Hauptsache war, er

war einer der beliebteſten Studenten der ganzen Univerſität.

Es galt nun, zu beſtimmen, welchem ſpeciellen Fache dieſer junge Hyperion ſich widmen ſollte, und Doctor Robarts ward ſelbſt eingeladen, nach Framley Court zu kommen, um die Sache mit Lady Luſton zu beſprechen.

Er kehrte von dieſem Beſuche mit der faſt zur Ueberzeugung gewordenen Meinung zurück, daß der geiſtliche Stand der Beruf ſei, für welchen ſein Sohn ſich am Beſten eigne.

Lady Luſton hatte übrigens Doctor Robarts nicht den weiten Weg von Exeter nach Framley Court machen laſſen, ohne dabei noch eine beſondere Abſicht zu haben. Das Patronatrecht über die Predigerſtelle in Framley ſtand der Familie Luſton zu, und die nächſte Beſetzung derſelben lag in Lady Luſton's Händen, wenn dieſes Amt nämlich erledigt ward, ehe der junge Lord fünfundzwanzig Jahre alt war, da natürlich das Recht ſpäter dieſem zuſtand.

Mutter und Sohn kamen jedoch überein, Doctor Robarts in dieſer Beziehung ein gemeinſchaftliches Verſprechen zu geben. Da der jetzige Geiſtliche von Framley über ſiebzig Jahre zählte, und die Stelle jährlich ihre neunhundert Pfund einbrachte, ſo konnte über

die Räthlichkeit, daß der Sohn des Doctors sich dem geistlichen Stande widme, kein Zweifel bestehen.

Ich kann hierbei nicht unbemerkt lassen, daß die Lady und der Doctor in ihrer Wahl durch den Lebenswandel und die Grundsätze des jungen Mannes vollkommen gerechtfertigt wurden. Hätte Lady Lufton noch einen Sohn gehabt, so hätte wahrscheinlich dieser die Stelle bekommen, und Niemand würde darin etwas Unrechtes gesehen haben, besonders wenn dieser zweite Sohn ein junger Mann von Mark Robarts' Art gewesen wäre.

Lady Lufton war eine Frau, die von religiösen Dingen eine hohe Meinung hatte, und keineswegs geneigt gewesen wäre, diese Stelle einem jungen Manne blos deßhalb zu geben, weil derselbe der Freund ihres Sohnes gewesen wäre. Sie war eine treue Anhängerin der Hochkirche, und gewahrte recht wohl, daß der junge Mark Robarts sich derselben Richtung zuneigte.

Sie wünschte außerdem, daß ihr Sohn mit seinem Geistlichen auf freundschaftlichem Fuße stehen möchte, und durch diesen Schritt ward dies auf alle Fälle erreicht. Sie wünschte außerdem, daß dieser Geistliche ein Mann sei, mit welchem sie selbst im Einverständniß wirken könne, und daß er — obschon sie sich vielleicht dieses Wunsches selbst nicht bewußt

war — bis zu einem gewiſſen Grade ihrem Einfluß unterworfen ſein möchte. Fiel ihre Wahl auf einen älteren Mann, ſo war dies wahrſcheinlich nicht in demſelben Grade der Fall, und hätte ein Sohn von ihr die Stelle bekommen, ſo wäre es wahrſcheinlich gar nicht der Fall geweſen.

Deßhalb ward beſchloſſen, daß der junge Robarts die Stelle bekommen ſollte. Er machte ſein Examen — allerdings nicht glänzend, aber doch ganz in der Weiſe, wie ſein Vater wünſchte; dann ging er acht oder zehn Monate mit Lord Lufton und einem andern Univerſitätsfreunde auf Reiſen und ward faſt unmittelbar nach ſeiner Rückkunft ordinirt.

Das Kirchſpiel Framley gehört zu der Diöceſe Barcheſter, und in Betracht der Hoffnungen, welche Mark in Bezug auf dieſe Diöceſe berechtigt war zu hegen, war es keineswegs ſchwer, ihm eine Hülfspredigerſtelle innerhalb derſelben zu verſchaffen.

Dieſe Hülfspredigerſtelle bekleidete er aber nicht lange. Er hatte ſie kaum ſeit einem Jahre inne, als der arme alte Stopford, der zeitherige Pfarrer von Framley, zu ſeinen Vätern verſammelt ward, und Mark's Hoffnungen ſich verwirklichten.

Dennoch müſſen wir immer noch mehr von ſeinem guten Glück berichten, ehe wir zu den eigentlichen Ereigniſſen unſerer Erzählung kommen.

Lady Lufton, die, wie schon bemerkt worden, von geistlichen Dingen eine hohe Meinung hatte, ging in ihren Grundsätzen doch nicht so weit, daß sie eine Vertheidigerin der Eheloſigkeit des geistlichen Standes gewesen wäre. Im Gegentheil war sie der Ansicht, daß kein unverheiratheter Mann ein guter Geistlicher sein könne. Nachdem sie daher ihrem Günstling eine Lebensstellung und ein hinreichendes Einkommen gegeben, begann sie ihm eine Theilhaberin dieser Glücksgüter zu suchen.

Auch hier, wie in andern Dingen, stimmte Mark mit den Ansichten seiner Gönnerin überein, obschon dieselben ihm nicht auf so deutliche Weise zu erkennen gegeben wurden, wie in Bezug auf seinen Beruf.

Lady Lufton war eine viel zu schlaue Frau, als daß sie so Etwas gethan hätte. Sie sagte dem jungen Mann kein Wort davon, daß Miß Monsell mit der verheiratheten Tochter der Lady ausdrücklich in der Absicht nach Framley Court kam, damit er, Mark, sich in sie verlieben möchte, und dennoch war es so.

Lady Lufton hatte nur zwei Kinder. Das älteste, eine Tochter, war vor vier oder fünf Jahren mit Sir George Meredith vermählt worden, und Miß Monsell war eine intime Freundin von ihr.

Und nun tritt die große Schwierigkeit des Romandichters an mich heran. Miß Monsell, oder viel-

mehr Miſtreß Mark Robarts, muß beſchrieben werden. In ihrer Eigenſchaft als Miß Monſell liefert ſie unſerer Geſchichte keinen großen Stoff. Und dennoch wollen wir ſie Fanny Monſell nennen, wenn wir erklären, daß ſie eine der angenehmſten Genoſſinnen war, welche der Himmel einem Manne als künftige Theilhaberin ſeines Hauſes und Beſitzerin ſeines Herzens ſchenken konnte. Wenn hohe, edle Grundſätze ohne Schroffheit, weibliche Sanftheit ohne Schwäche, Liebe zur Heiterkeit ohne Schadenfreude, und ein wahrhaft liebendes Herz ein Mädchen zur Frau eines Geiſtlichen geeignet machen können, ſo war Fanny Monſell in hohem Grade befähigt, dieſe Stellung auszufüllen.

In Bezug auf ihr Aeußeres war ſie etwas über Mittelgröße. Ihr Geſicht hätte man ſchön nennen können, wenn der Mund nicht etwas zu groß geweſen wäre. Ihr üppiges Haar war hellbraun, ihre Augen waren ebenfalls braun und deßhalb der unterſcheidende Kennzug ihres Geſichts, denn braune Augen ſind nicht ſehr gewöhnlich. Sie waren groß, hell, und ſtrahlten ſtets von Zärtlichkeit oder Heiterkeit.

Mark Robarts erfreute ſich alſo auch in dieſem Punkte ſeines gewohnten Glücks, als ihm vergönnt war, eine ſolche Braut nach Framley heimzuführen.

Es war ihm nicht ſchwer geworden, ein günſtiges Reſultat ſeiner Bewerbung herbeizuführen, denn er

war selbst ein schöner junger Mann. Er zählte damals ungefähr fünfundzwanzig Jahre, und die künftige Mistreß Robarts war zwei oder drei Jahre jünger.

Auch kam sie nicht ganz mit leeren Händen in sein Haus. Allerdings war sie keine reiche Erbin, besaß aber doch ein Vermögen von einigen tausend Pfund. Dieses ward so angelegt, daß die Zinsen davon die Prämie deckten, welche der junge Robarts für die Versicherung seines Lebens zahlen mußte, und außerdem blieb noch so viel übrig, daß das Pfarrhaus auf dem besten Fuße geistlicher Eleganz und Bequemlichkeit eingerichtet und ausgestattet werden konnte.

Dies Alles hatte Lady Lufton für ihren Schützling gethan, und man kann sich leicht denken, daß sein Vater, der Arzt, wenn er nachdenklich an seinem Kaminfeuer saß, mit hoher Befriedigung die bisherige Carrière seines ältesten Kindes, des wohlehrwürdigen Mark Robarts, Pfarrers, oder, wie man es in England nennt, Vicars von Framley überschaute.

In Bezug auf die Person unseres Helden selbst haben wir nur erst Wenig gesagt, und es ist vielleicht auch nicht nöthig, Viel über ihn zu sagen. Wir wollen hoffen, daß er allmählich auf der Leinwand hervortreten und dem Beschauer die Natur seines innern und äußern Menschen zeigen möge.

Hier möge es genügen, wenn wir sagen, daß er

kein geborener Engel, aber auch kein geborener Teufel war. So wie seine Erziehung ihn gemacht hatte, so war er. Er besaß große Anlagen zum Guten, aber auch zum Schlimmen, so daß es ihm nothwendig erschien, die Versuchung so weit zu meiden, als dieselbe gemieden werden kann. Es war Viel geschehen, was ihn eigentlich hätte verziehen und verwöhnen müssen, aber dennoch war er in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes weder verzogen, noch verwöhnt.

Dünkel und Selbstvertrauen waren vielleicht nicht seine größte Gefahr. Hätte er diese Eigenschaften in höherm Grade besessen, so wäre er vielleicht ein weniger angenehmer Mann gewesen, obschon seine künftige Carrière vielleicht eben deßwegen eine sichrere gewesen wäre.

Was sein Aeußeres betraf, so war er männlich, groß und blond, mit einer breiten Stirn, welche mehr Intelligenz als Nachdenken verrieth, mit feinen, weißen Händen, mandelförmigen Nägeln, und der Fähigkeit, sich stets so zu kleiden, daß Niemand je von ihm sagte, seine Kleider seien gut oder schlecht, schlottrig oder knapp.

Ein solcher Mann war Mark Robarts, als er, fünfundzwanzig Jahre oder ein Wenig darüber alt, sich mit Fanny Monsell vermählte.

Die Trauung ward in seiner eigenen Kirche

vollzogen, denn Miß Monsell hatte keine eigene Heimath, sondern seit den letzten drei Monaten in Framley Court gewohnt. Sir Georg Meredith vertrat bei der Vermählung Vaterstelle, und Lady Lufton besorgte Alles, was bei dieser Gelegenheit nöthig war, mit fast derselben Sorgfalt, wie sie bei der Hochzeit ihrer eigenen Tochter gethan.

Der kirchliche Akt ward von dem hochwürdigen Decan Arabin von Barcheſter, einem geschätzten Freund von Lady Lufton, vollzogen.

Mistreß Arabin, die Gattin des Decans, war auch mit dabei, obschon die Entfernung von Barcheſter nach Framley bedeutend ist und durch keine Eisenbahn abgekürzt wird.

Der junge Lord Lufton war natürlich auch da, und die Leute behaupteten, er werde sich ganz sicherlich in eine der vier schönen Brautjungfern verlieben, von welchen Blanche Robarts, die zweite Schwester des Vicars, dem Ausspruche Aller gemäß bei Weitem die schönste war.

Mark hatte aber noch eine zweite und jüngere Schwester, welche bei der Ceremonie nicht mit fungirte, obschon sie derselben auch beiwohnte, und von welcher Niemand sonderliche Notiz nahm, denn sie zählte erst sechzehn Jahre. Wir erwähnen sie jedoch hier, denn

unſere Leſer werden ſpäter nähere Bekanntſchaft mit ihr machen. Ihr Name war Lucy.

Der junge Vicar und ſeine junge Gattin machten ihre Hochzeitsreiſe, und der alte Hülfsprediger nahm mittlerweile die Seelen von Framley in ſeine Obhut.

Zur rechten Zeit kehrten die Neuvermählten zurück, und nach einem ferneren Zeitraum ward ihnen ein Kind geboren, und dann ein zweites, und dann kam die Periode, mit welcher wir unſere Geſchichte beginnen wollen.

Ehe wir dies aber thun, fragen wir noch ein Mal, ob nicht Alle Recht hatten, wenn ſie dem Arzt von Exeter alles mögliche Gute ſagten und ſein Glück prieſen, einen ſolchen Sohn zu haben.

„Warſt Du heute drüben im Herrenhauſe?“ fragte Mark ſeine Gattin, indem er ſich, ehe er ſich zum Diner ankleidete, im Geſellſchaftszimmer vor dem Kaminfeuer in einen Lehnſtuhl ſtreckte. Es war ein Novemberabend, und er war den ganzen Tag ausgeweſen, bei welchen Gelegenheiten die Neigung zum Zaudern beim Toilettemachen ſehr groß iſt.

„Nein,“ entgegnete Fanny; „Lady Luſton war aber hier.“

„Und ſagte wohl wieder Vieles zu Gunſten Sarah Thompſon's?“

„Du haſt es errathen, Mark.“

„Und was sagtest Du über Sarah Thompson?"

„Sehr Wenig in Bezug auf meine eigene Meinung, wohl aber gab ich zu verstehen, daß Du meiner Vermuthung nach meintest, eine regelmäßig gebildete Lehrerin würde besser sein."

„Aber dies wollte die Lady wohl nicht zugeben?"

„Nun, Das will ich nicht gerade sagen, obschon es leicht sein kann."

„Ich bin davon überzeugt. Wenn sie ein Mal eine Absicht hat, so setzt sie dieselbe auch sehr gern durch."

„Aber, lieber Mark, ihre Absichten sind in den meisten Fällen sehr gut."

„Dies will ich nicht bestreiten; in dieser Schulangelegenheit jedoch denkt sie offenbar mehr an ihre Schützlingin, als an die Kinder."

„Sag' ihr Das, und ich bin überzeugt, sie wird nachgeben."

Es trat Schweigen ein. Nachdem der Vicar sich hinreichend von vorn gewärmt, drehte er sich herum und begann die Operation a tergo.

„Lieber Mark," hob Fanny endlich wieder an, „es ist zwanzig Minuten über Sechs. Willst Du nicht gehen und Dich ankleiden?"

„Ich will Dir Etwas sagen, Fanny," entgegnete Mark. „Lady Lufton muß in Bezug auf Sarah

Thompſon ihren Willen haben. Du kannſt morgen zu ihr gehen und ihr dies ſagen."

„Aber, Mark, ich an Deiner Stelle würde nicht nachgeben, wenn ich es für unrecht hielte. Lady Luſton würde es auch nicht erwarten."

„Wenn ich dies Mal auf meinem Ausſpruch beharre, ſo muß ich ganz gewiß das nächſte Mal nachgeben, und das nächſte Mal wird es ſich wahrſcheinlich um etwas Wichtigeres handeln."

„Aber wenn es unrecht iſt, Mark!"

„Ich habe nicht geſagt, daß es unrecht wäre. Und überdies, wenn es dies auch in einem unendlich kleinen Grade wäre, ſo müßte man ſich darein fügen. Sarah Thompſon iſt ein ſehr achtbares Mädchen, die einzige Frage iſt, ob ſie lehren kann."

Die junge Frau war, obſchon ſie es nicht ſagte, der Meinung, ihr Gatte ſei auf einem Irrwege. Allerdings muß man ſich oft in etwas Unrechtes, ja oft in etwas ſehr Unrechtes fügen; Niemand aber braucht ſich darein zu fügen, wenn er dem Unrecht abhelfen kann. Warum ſollte er, der Vicar, einwilligen, eine unfähigere Lehrerin für die Kinder ſeines Kirchſpiels anzunehmen, wenn er eine verſchaffen konnte, welche alle erforderlichen Fähigkeiten beſaß? In einem ſolchen Falle, dachte Fanny bei ſich ſelbſt,

würde ſie die Sache mit Lady Luſton durchgefochten haben.

Dennoch aber that ſie am nächſtfolgenden Morgen, was ihr geheißen worden, und meldete der verwittweten Lady, daß alle Einwendungen gegen Sarah Thompſon zurückgenommen worden wären.

„Ah, ich dachte mir gleich, daß Mr. Robarts zuletzt meiner Meinung beitreten würde, beſonders ſobald er erführe, was für eine Perſon die Empfohlene iſt. Ich brauchte mich blos über dieſen Punkt näher zu erklären," entgegnete Lady Luſton ſelbſtgefällig und ward ſehr gnädig, denn, die Wahrheit zu geſtehen, ſie ſah es nicht gern, wenn ihr in Dingen, welche Gemeindeangelegenheiten betrafen, Oppoſition gemacht ward.

„Ach, liebe Fanny," ſetzte ſie in ihrem freundlichſten Tone hinzu, „haſt Du Dir ſchon vorgenommen, nächſten Sonntag irgendwohin zu gehen?"

„Nein, durchaus nicht."

„Nun, dann mußt Du zu uns kommen. Juſtinia wird da ſein" — Juſtinia war der Name ihrer Tochter, der jetzigen Lady Meredith — „und es wird am Beſten ſein, wenn Du mit Deinem Manne bis Montag bei uns bleibſt. Er kann den Sonntag das kleine Bibliothekzimmer für ſich allein haben, Mereditths gehen

Montag wieder fort, und Juſtinia kann ein Mal hier nicht heiter ſein, wenn Du nicht bei ihr biſt."

Es wäre ungerecht von uns, wenn wir ſagen wollten, Lady Luſton hätte ſich vorgenommen, die Robarts nicht einzuladen, wenn ihr in Bezug auf Sarah Thompſon nicht ihr Wille gelaſſen worden wäre. Dennoch wäre dies das Reſultat geweſen. So aber war ſie ganz Güte und Freundlichkeit, und als Fanny eine kleine Entſchuldigung vorbrachte, indem ſie meinte, ſie fürchte, ſie werde der Kinder wegen des Abends doch wohl wieder nach Hauſe zurückkehren müſſen, erklärte Lady Luſton, es ſei in Framley Court Platz genug für Wärterin und Kinder.

Und damit war die Sache abgemacht.

Dies geſchah an einem Dienſtag Morgen, und an demſelben Abend vor dem Diner ſetzte der Vicar, ſobald als er ſein Pferd hatte in den Stall führen ſehen, ſich wieder in denſelben Lehnſtuhl vor das Kaminfeuer im Geſellſchaftszimmer.

„Mark," begann ſeine Gattin, „die Mereditys werden Sonnabend und Sonntag in Framley ſein, und ich habe verſprochen, daß wir auch hinüberkommen und bis Montag bleiben wollen."

„Du ſcherzeſt wohl?"

„Wie ſo? Ich glaubte, Du würdeſt Nichts dagegen haben. Juſtinia würde es als eine große

Unfreundlichkeit von mir betrachten, wenn ich nicht käme."

„Du kannst hingehen, liebe Fanny, und wirst hingehen, Das versteht sich von selbst. Was aber mich betrifft, so ist es unmöglich."

„Aber warum, lieber Mark?"

„Warum? So eben erst habe ich in dem Schulhause einen Brief beantwortet, der mir von Chaldicotes überbracht ward. Sowerby wünscht, daß ich auf eine Woche dorthin gehe, und ich habe mich dazu bereit erklärt."

„Du willst auf eine ganze Woche nach Chaldicotes gehen, Mark?"

„Ich glaube, ich habe mich sogar auf zehn Tage versprochen."

„Und willst zwei Sonntage wegbleiben?"

„Nein, Fanny, blos einen. Sei nicht so krittlig."

„Nenne mich nicht krittlig, Mark; Du weißt, daß ich das nicht bin. Es thut mir blos leid. Lady Lufton wird es gar nicht gern sehen. Ueberdies warst Du auch schon vorigen Monat zwei Tage in Schottland."

„Ja, im September, Fanny. Das ist eben krittlig."

„Lieber Mark, sage nicht Das. Du weißt, daß ich es gut meine. Lady Lufton ist den Leuten in Chal-

dicotes durchaus nicht gewogen. Du weißt, der junge Lord Lufton ging mit Dir, als Du das letzte Mal dort warst, und sie war sehr ärgerlich darüber."

„Dies Mal wird Lord Lufton mich nicht begleiten, denn er ist noch in Schottland. Der Grund, weßhalb ich hingehen will, ist, daß Harold Smith und seine Frau dort sein werden, und mir sehr viel daran liegt, sie Beide näher kennen zu lernen. Ich bezweifle nicht, daß Harold Smith später ein Mal bei der Regierung angestellt sein wird, und meine Mittel erlauben mir nicht, die Bekanntschaft eines solchen Mannes zu vernachlässigen."

„Aber Mark, was verlangst Du von irgend einer Regierung?"

„Allerdings muß ich sagen, daß ich Nichts verlange, Fanny, nichtsdestoweniger aber werde ich hingehen und dort die Smiths treffen."

„Kannst Du aber dann nicht vor Sonntag wieder da sein?"

„Ich habe versprochen, in Chaldicotes zu predigen. Harold Smith wird in Barchester eine Vorlesung über den australischen Archipelagus halten, und ich soll über denselben Gegenstand eine Wohlthätigkeitspredigt halten. Man wünscht noch einige Missionaire auszusenden."

„Eine Wohlthätigkeitspredigt in Chaldicotes?" rief Fanny verwundert.

„Und warum nicht? Die Kirche wird, glaube ich, sehr voll werden, und wahrscheinlich werden auch die Arabins da sein."

„Das glaube ich nicht. Mistreß Arabin verträgt sich vielleicht mit Mistreß Harold Smith, obschon ich es bezweifle, aber Mistreß Smith's Bruder kann sie nicht gut leiden, davon bin ich überzeugt; ich glaube daher auch nicht, daß sie in Chaldicotes bleiben wird."

„Der Bischof wird wahrscheinlich auch einige Tage da sein."

„Das ist allerdings wahrscheinlicher, Mark. Wenn das Vergnügen, Mistreß Proudie zu sehen, Dich nach Chaldicotes führt, so habe ich kein Wort weiter dagegen zu sagen."

„Ich liebe Mistreß Proudie eben so wenig als Du, Fanny," sagte der Vicar mit einem Anflug von Verdruß in seinem Tone, denn er glaubte, seine Gattin sei ungerecht gegen ihn. „Man pflegt aber zu sagen, ein untergeordneter Geistlicher thue sehr wohl daran, wenn er dann und wann seinen Bischof spricht. Da ich besonders deßhalb eingeladen bin, weil man wünscht, daß ich predige, während alle diese Leute dort sind, so konnte ich es nicht gut abschlagen."

Mit diesen Worten stand Mark auf, nahm seinen Leuchter und entschlüpfte in sein Ankleidezimmer.

„Aber was ſoll ich zu Lady Luſton ſagen?“ fragte Fanny im Laufe des Abends.

„Schreib' ihr ein Billet und ſage ihr, Du hätteſt nicht gewußt, daß ich ſchon verſprochen habe, nächſten Sonntag in Chaldicotes zu predigen. Du gehſt hin, verſteht ſich, nicht wahr?“

„Ja, aber ich weiß, es wird ihr unangenehm ſein, wenn Du nicht mitkommſt. Das letzte Mal, wo ſie Beſuch hatte, fehlteſt Du auch ſchon.“

„Es läßt ſich nicht ändern. Sie mag es auf das Conto wegen Sarah Thompſon ſchreiben. Sie darf nicht erwarten, ſtets den Sieg zu behaupten.“

„Ich würde mir gar Nichts daraus machen, wenn ſie in Bezug auf Sarah Thompſon verloren hätte, wie Du es nennſt. Es war dies ein Fall, in welchem Du Deinen eigenen Weg hätteſt gehen ſollen.“

„Und jenes iſt ein Fall, in welchem ich meinen eigenen Weg gehen werde. Iſt es wohl zu beklagen, daß ein ſolcher Unterſchied vorhanden iſt, wie?“

Fanny ſah, wie ärgerlich ſie auch war, ein, daß es beſſer ſein würde, wenn ſie Nichts weiter ſagte, und ſchrieb, noch ehe ſie zu Bett ging, das von ihrem Gatten empfohlene Billet an Lady Luſton.

Zweites Kapitel.

Die Leute in Framley und die Leute in Chaldicotes.

Es wird nothwendig sein, über einige der auf den vorstehenden Seiten genannten Personen, so wie über die Oertlichkeiten, in welchen sie lebten, einige Worte zu sagen.

Ueber Lady Lufton selbst ist vielleicht bereits genug gesagt worden, um sie unsern Lesern vorzustellen. Die Herrschaft Framley gehörte ihrem Sohne; da aber Lufton Park — ein alterthümlicher Wohnsitz in einem andern Bezirk — früher der Familienwohnsitz der Lufton's gewesen war, so war ihr Framley Court als lebenslänglicher Wohnsitz angewiesen worden.

Lord Lufton selbst war noch unvermählt, und da er in Lufton Park — welches seit dem Tode seines

Großvaters nicht wieder bewohnt geweſen — keinen eigenen Haushalt hatte, ſo wohnte er bei ſeiner Mutter, ſo oft es ihm einfiel, ſich irgendwo in dieſer Gegend aufzuhalten.

Die verwittwete Lady hätte ihn gern länger und öfter bei ſich geſehen, wenn er ihr Gelegenheit dazu gegeben hätte. Er beſaß ein Jagdhaus in Schottland, eine Wohnung in London und ein halbes Dutzend Pferde in Exeter — zum großen Aerger des Landadels, welcher behauptete, ſeine eigenen Jagdreviere wären eben ſo gut, als irgend 'eines, welches England zu bieten vermöchte. Der junge Lord bezahlte indeſſen ſein Beitragsgeld zu den Fuchsjagden in Eaſt Barſetſhire und glaubte, es ſtehe ihm frei, ſeinem eigenen Vergnügen nachzugehen.

Framley ſelbſt war ein angenehmer Wohnſitz, der von edelmänniſcher Würde oder Erhabenheit ſehr wenig hatte, dagegen aber Alles beſaß, was zur Behaglichkeit des Landlebens erforderlich iſt.

Das Haus war ein niedriges Gebäude von zwei Stockwerken, die in verſchiedenen Zeiten erbaut waren und keinerlei Anſprüche an einen guten Bauſtyl darboten. Die Zimmer aber, obſchon nicht hoch, waren ſehr warm und behaglich, die Gärten waren ſauber und netter, als alle anderen in der Umgegend. In

der That war Framley Court auch nur wegen seiner Gärten berühmt.

Ein Dorf im eigentlichen Sinne des Wortes war nicht vorhanden. Die Landstraße schlängelte sich durch Rasenplätze, Anlagen und vom Waldrande eingefaßte Felder, und führte dann gerade aus durch die Felder an einen Ort, welcher Framley Croß oder Kreuz hieß. Hier stand das Wappen der Familie Lufton, und hier versammelten sich zuweilen die Fuchsjäger; denn die Waldungen von Framley waren trotz der unbeständigen Laune des jungen Lords nicht verschlossen, und an dem Kreuz wohnte der Schuhmacher, welcher auch zugleich die Stelle eines Postschreibers versah.

Die Kirche von Framley stand nicht weit davon, ungefähr eine Viertelmeile, und dem Haupteingange von Framley Court unmittelbar gegenüber. Es war ein gewöhnliches, ordinäres, häßliches Gebäude, dessen Errichtung in die Zeit von ungefähr hundert Jahren vor uns fällt, wo alle Kirchen, die damals erbaut wurden, ein ordinäres, häßliches Ansehen erhielten. Auch war sie nicht groß genug für die Gemeinde, von welcher einige Mitglieder auf diese Weise in die Kapellen der Dissenter, der Zions und Ebenezers getrieben wurden, die sich zu beiden Seiten des Kirchspieles etablirt hatten. Lady Lufton war der Meinung, daß

ihr Lieblingsprediger dagegen nicht energiſch genug auftrete. Es war ihr daher alle Mal höchſt intereſſant, eine neue Kirche erbaut zu ſehen, und ſie forderte in beredter Weiſe ſowohl ihren Sohn, als auch den Vicar auf, dieſes gute Werk beginnen zu laſſen.

Ueber die Kirche hinaus, aber nur in ganz kurzer Entfernung, befanden ſich die Knaben- und die Mädchenſchule, zwei getrennte Gebäude, welche ihre Entſtehung der Energie der Lady Luſton verdankten. Dann kam ein netter, kleiner Materialwaarenladen; denn Materialwaarenhändler war nämlich der Küſter und Todtengräber, und ſeine Frau Betſtuhlſchließerin in der Kirche. Podgens war der Name dieſer Eheleute, die bei der Lady ſehr beliebt waren, denn Beide hatten früher in ihren Dienſten geſtanden.

Hier an der Küſterwohnung machte die Landſtraße plötzlich eine Biegung nach links, und wendete ſich gleichſam ab von Framley Court. Dicht daneben ſtand das Pfarrhaus, ſo daß ein kleiner Gartenweg von der Hinterſeite der Pfarrhausgärten in den Kirchhof führte, indem er die Podgens an eine einſame Ecke einſchloß, von welcher der Vicar ſich ſtets ſchmerzlich berührt fühlte, weil er nicht die Macht hatte, die Podgens mit ihren Kohlſtauden und dergleichen daraus zu verbannen. Denn iſt Naboth's kleiner Wein-

berg den benachbarten Potentaten nicht stets ein Dorn im Auge gewesen?

Der Potentat hatte in diesem Falle eben so wenig Entschuldigung, als Ahab, denn Nichts konnte vollkommener sein, als sein Pfarrhaus. Er besaß Alles, was in dem Hause eines Gentleman mit mäßigen Mitteln erforderlich ist, aber Nichts von jenen kostspieligen Ueberflüssigkeiten, welche unmäßige Gentlemen verlangen, oder welche an und für sich unmäßige Mittel verlangen.

Die Gärten und Rasenplätze paßten ganz genau dazu, und Alles war in guter Ordnung — obschon nicht gerade neu, so daß es roh und unbedeckt gewesen wäre und nach Arbeitern gerochen hätte, sondern es stand ganz in der Aera des Daseins, in welcher die Neuheit der behaglichen Heimischkeit weicht.

Ein anderes Dorf gab es in Framley nicht. Auf der Hinterseite des Herrenhauses, an einer der Kreuzstraßen hinauf, standen noch einige kleine Kaufläden und ein sehr nettes Haus, in welchem die Wittwe eines vormaligen Hülfspredigers, ebenfalls eines Schützlings der Lady Lufton, wohnte.

Ferner gab es ein großes, in die Augen fallendes, von Backsteinen erbautes Haus, in welchem der gegenwärtige Hülfsprediger wohnte. Dies war aber eine volle englische Meile von der Kirche entfernt, und

noch weiter von Framley Court, denn es ſtand an der Kreuzſtraße, welche von Framley Croß nach der dem Herrenhauſe entgegengeſetzten Richtung führt.

Dieſer Hülfsprediger, der wohlerwürdige Evan Jones, hätte dem Alter nach recht wohl der Vater des Vicars ſein können, aber er war ſeit vielen Jahren Hülfsprediger von Framley, und obſchon Lady Luſton ihn perſönlich nicht wohl leiden konnte, weil er in ſeinen Grundſätzen nicht der Hochkirche entſprach und ein unanſehnliches Aeußere hatte, ſo that ſie gleichwohl keinen Schritt, der ſeine Entfernung hätte zur Folge haben können. Er hatte in ſeinem großen Backſteinhauſe zwei oder drei Penſionsſchüler, und wenn er dieſer und ſeiner Stelle beraubt worden wäre, ſo hätte er es höchſt wahrſcheinlich ſehr ſchwierig gefunden, ſich anderwärts eine Exiſtenz zu gründen. Deshalb ließ man Gnade über ihn ergehen und lud ihn trotz ſeines rothen Geſichts und ſeiner plumpen großen Füße alle drei Monate ein Mal mit ſeiner häßlichen Tochter zum Diner in Framley Court ein.

Außer dieſen ſo eben genannten gab es außerhalb der Grenzen von Framley Court kaum noch andere Häuſer in dem Kirchſpiel Framley, als die von Bauern und Tagelöhnern, und dennoch war das Kirchſpiel von bedeutendem Umfange.

Framley liegt in der öſtlichen Abtheilung der

Grafſchaft Barſetſhire, welche, wie alle Welt weiß, in politiſcher Beziehung eine ſo ächt blaue Grafſchaft iſt, als nur irgend eine in England. Es ſind auch hier Beiſpiele von lauer Geſinnung vorgekommen, aber wo hätten dergleichen ſich nicht gezeigt? Wo können wir in dieſen Tagen des Trugs und Scheins die alte patriarchaliſche Tugend in ihrer ganzen Reinheit zu finden hoffen?

Dennoch aber thut es uns leid, ſagen zu müſſen, daß man jetzt auch Lord Lufton ſelbſt zu dieſen Abtrünnigen zu rechnen pflegte. Nicht als ob er ein eifriger Whig oder vielleicht ein Whig überhaupt wäre. Wohl aber ſpöttelt er über das alte politiſche Treiben der Grafſchaft und erklärt, wenn man ihn deßwegen befragt, ſo weit er in Frage käme, könne Mr. Bright immerhin Parlamentsmitglied für die Grafſchaft werden, wobei er bemerklich macht, daß er, da er unglücklicherweiſe Pair ſei, nicht ein Mal das Recht habe, ſich auch nur für dieſe Frage zu intereſſiren.

Alles dies wird lebhaft bedauert, denn in der alten Zeit war kein Theil der Grafſchaft entſchiedener blau, als eben der Diſtrict Framley, und in der That iſt bis auf den heutigen Tag die Lady im Stande, dann und wann in politiſcher Beziehung hülfreiche Hand zu leihen.

Chaldicotes iſt der Wohnſitz von Nathanael

Sowerby, Esq., der in dem Augenblicke, den wir hier als gegenwärtig annehmen, eines der Parlamentsmitglieder für die westliche Abtheilung von Barsetshire ist. Diese westliche Abtheilung kann sich aber keiner der schönen politischen Attribute rühmen, welche ihre Zwillingsschwester schmücken. Sie ist entschieden whigistisch und wird in dieser Politik beinahe ausschließlich von einer oder zwei großen Whigfamilien beherrscht.

Wir haben erzählt, daß Mark Robarts im Begriff stand, einen Besuch in Chaldicotes abzustatten, und eben so haben wir angedeutet, daß es seiner jungen Gattin angenehm gewesen sein würde, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre; denn die kluge, vortreffliche Frau wußte, daß Mr. Sowerby gerade nicht der wünschenswertheste Freund für einen jungen Geistlichen war, und eben so wußte sie auch, daß es in der ganzen Grafschaft nur noch e i n Haus gab, dessen Name der guten Lady Lufton gleich verhaßt war.

Die Gründe hierzu waren mehrfacher Art. Erstens war Mr. Sowerby ein Whig und verdankte seinen Sitz im Parlamente hauptsächlich der Unterstützung eines großen Whig-Autokraten, des Herzogs von Omnium, dessen Nähe noch gefährlicher war, als selbst die Mr. Sowerby's, und welchen Lady Lufton als

eine irdiſche Verkörperung des böſen Feindes betrachtete.

Mr. Sowerby war überdies unverheirathet — eben ſo wie Lord Lufton zum großen Leidweſen ſeiner Mutter es war. Mr. Sowerby zählte allerdings bereits fünfzig Jahre, und der junge Lord dagegen erſt ſechsundzwanzig, nichtsdeſtoweniger aber begann ſeine Mutter in dieſer Beziehung ſehr unruhig zu werden.

Nach ihrer Meinung war jeder Mann verpflichtet, zu heirathen, ſobald er eine Frau ernähren könnte, und ſie behauptete, die Männer ſeien im Allgemeinen geneigt, dieſe Pflicht um ihrer eigenen egoiſtiſchen Genüſſe willen zu vernachläſſigen, die Schlimmen ermuthigten die Unſchuldigeren in dieſer Nachläſſigkeit, und Viele würden gar nicht heirathen, wenn nicht von dem andern Geſchlecht ein unſichtbarer Zwang auf ſie ausgeübt würde.

Der Herzog von Omnium war in ihren Augen das Haupt und der Anführer aller dieſer Sünder, und ſie fürchtete ſehr, daß ihr Sohn durch Mr. Sowerby und Chaldicotes ebenfalls in das Bereich dieſes verderblichen Einfluſſes gerathen könne.

Ueberdies wußte man, daß Mr. Sowerby ein ſehr armer Mann war, obſchon ſein Grundbeſitzthum von Haus aus ein ſehr beträchtliches genannt werden

konnte. Er hatte, ſagte man, viel davon durch Wahlbeſtechungen verſchwendet, und noch mehr am Spieltiſche. Ein bedeutender Theil dieſes Grundbeſitzthums war bereits in die Hände des Herzogs übergegangen, der es ſich überhaupt zur Regel gemacht hatte, Alles zu kaufen, was um ihn herum zu kaufen war. Seine Feinde ſagten ſogar von ihm, er ſei nach dem Bodenbeſitz von Barſetſhire ſo begierig, daß er einen jungen Nachbar dem Ruin entgegenführte, um ſein Eigenthum zu bekommen. Wie wenn er ſich nun vielleicht gar auf dieſe Weiſe in den Beſitz einiger der ſchönen Aecker von Framley Court brachte! Wenn er ſie vielleicht gar ſammt und ſonders an ſich riß!

Man kann ſich daher wohl kaum wundern, wenn Lady Lufton keine Freundin von Chaldicotes war.

Die Leute in Chaldicotes waren überhaupt in jeder Beziehung ganz das Gegentheil von Dem, was ſie nach Lady Lufton's Anſicht hätten ſein ſollen. Sie liebte heitere, ruhige, wohlhabende Leute, welche ihre Kirche, ihr Vaterland und ihre Königin liebten und nicht allzuſehr darauf bedacht waren, Lärm in der Welt zu machen. Sie wünſchte, daß alle Pächter um ſie herum im Stande wären, ihre Pachtzinſen ohne Beſchwerde zu bezahlen, daß alle alten Weiber warme Flanellröcke hätten, daß die Arbeiter durch geſunde Nahrung und trockene Wohnungen vor Rheumatismus bewahrt werden

möchten, und daß Alle ihren Hütern und Herren — weltlichen sowohl, als geistlichen — gehorsam wären. Das war ihre Idee von Vaterlandsliebe.

Sie wünschte auch, daß die Gebüsche voll Fasanen, die Stoppelfelder voll Rebhühner und die Ginsterdickichte voll Füchse sein möchten. Auch auf diese Weise liebte sie ihr Vaterland.

Während des Krimkrieges hatte sie sehnlich gewünscht, daß die Russen geschlagen werden möchten, aber nicht durch die Franzosen mit Ausschluß der Engländer, wie ihr allzuoft der Fall zu sein geschienen, und kaum durch die Engländer, so lange sie unter der Dictatur eines Lord Palmerston ständen. Ueberhaupt hatte sie, seitdem Lord Aberdeen aus dem Cabinet entfernt worden, nur noch wenig Zutrauen zu diesem Kriege. Wenn nur Lord Derby an's Ruder gekommen wäre!

Doch nun einige Worte in Bezug auf die Leute von Chalvicotes.

Im Grunde genommen waren diese gar nicht so ungeheuer gefährlich; denn nicht in der Provinz, sondern in London hing Mr. Sowerby, wenn er es überhaupt that, seinen tadelnswerthen Gewohnheiten als unverheiratheter Mann nach.

Der Hauptübelthäter von Allen war Mr. Harold Smith, oder vielleicht seine Frau. Er war ebenfalls

Parlamentsmitglied und, wie Viele glaubten, ein Mann, deſſen Umſtände ſich immer mehr verbeſſerten. Sein Vater war viele Jahre lang ein eifriger Redner im Parlament geweſen und hatte hohe Aemter bekleidet.

Harold hatte ſich in ſeiner Jugend für das Cabinet beſtimmt, und wenn fleißiges Arbeiten den Erfolg ſichern kann, ſo mußte ihm dieſer früher oder ſpäter zu Theil werden.

Er hatte ſchon mehr als eine untergeordnete Stellung inne gehabt, war im Schatzamt und ein paar Monate im Admiralitätsamt geweſen, und hatte das ganze Beamtenpublikum durch ſeinen Fleiß in Erſtaunen geſetzt.

Die letzterwähnten wenigen Monate hatte er unter Lord Aberdeen gearbeitet, mit welchem zugleich er ſich genöthigt geſehen, zurückzutreten.

Er war ein jüngerer Sohn und beſaß kein großes Vermögen. Die Politik als Profeſſion war daher für ihn von großer Wichtigkeit.

Ziemlich jung noch hatte er eine Schweſter von Mr. Sowerby geheirathet, und da dieſe Dame ſechs oder ſieben Jahre älter war als er, und eine nur knappe Mitgift mitgebracht hatte, ſo glaubten die Leute, daß Mr. Harold Smith in dieſer Beziehung eben keinen ſonderlichen Scharfſinn bethätigt habe.

Persönlich war er bei keiner Partei sonderlich populär, obschon Manche ihn für ganz ausgezeichnet brauchbar hielten. Er war arbeitsam, gut unterrichtet und im Ganzen ehrlich, dabei aber eingebildet, langathmig und hochtrabend.

Seine Gattin war ganz das Gegentheil von ihm, eine kluge, witzige Frau, die für ihr Alter noch recht wohl aussah — sie zählte jetzt über vierzig Jahre — mit einer scharfen Wahrnehmungsgabe für den Werth aller irdischen Dinge und einem regen Sinn für alle Freuden der Welt. Sie war weder arbeitsam, noch gut unterrichtet, noch vielleicht ganz ehrlich, denn welche Frau hätte jemals die Nothwendigkeit politischer Ehrlichkeit verstanden, oder den Vortheil derselben anerkannt?

Dabei aber war sie weder langweilig, noch hochtrabend, und wenn sie eingebildet war, so ließ sie es sich wenigstens nicht merken.

Was ihren Gatten betraf, so sah sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht, denn sie hatte ihn auf die Speculation hin geheirathet, daß er sofort politische Bedeutung erlangen würde; aber er hatte die Verheißungen seiner Jugend auch jetzt noch nicht ganz erfüllt.

Wenn Lady Lufton von den Leuten von Chaldicotes sprach, so rechnete sie in ihren Gedanken alle Mal auch den Bischof von Barchester nebst Gattin

und Tochter mit ein. Wenn man erwog, daß Biſchof Proudie natürlich ein Mann war, der ſich viel mit Religion und religiöſem Nachdenken beſchäftigte, und daß Mr. Sowerby ſeinerſeits gar keine beſondern religiöſen Anſichten hatte, ſo ſchien auf den erſten Blick kein Grund für häufigen Verkehr vorzuliegen, und vielleicht fand auch kein ſehr häufiger Verkehr ſtatt; die Gattin des Biſchofs aber und Miſtreß Harold Smith waren ſeit vier oder fünf Jahren — überhaupt ſeit der Zeit, wo der Biſchof ſein Amt in dieſer Diöceſe angetreten — unverbrüchliche Freundinnen, und deßhalb kam der Biſchof gewöhnlich mit nach Chalcicotes, wenn Miſtreß Smith ihrem Bruder einen Beſuch machte.

Nun war aber Biſchof Proudie keineswegs ein eifriger Anhänger der Hochkirche, und Lady Luſton konnte es ihm nie verzeihen, daß er der erſte Würdenträger dieſer Diöceſe geworden war. Sie hegte inſtinktartige Ehrfurcht vor dem biſchöflichen Amte, von Biſchof Proudie ſelbſt aber dachte ſie kaum beſſer, als von Mr. Sowerby oder von jenem Unheilſtifter, dem Herzog von Omnium.

So oft Mr. Robarts vorſchützte, daß er, wenn er da- oder dorthin ginge, Ausſicht hätte, den Biſchof zu treffen, pflegte Lady Luſton die Oberlippe emporzuziehen. Mit dürren Worten konnte ſie nicht ſagen,

daß Biſchof Proudie — denn Biſchof mußte er doch auf alle Fälle genannt werden — nicht beſſer ſei, als er ſein ſollte; durch dieſe Bewegung ihrer Lippen aber gab ſie Denen, welche ſie kannten, zu verſtehen, was ſie im Innern ihres Herzens fühlte.

Hierzu kam, daß auch Mr. Supplehouſe zu der Partei von Chaldicotes gerechnet ward — Mark Robarts hatte es wenigſtens gehört, und die Kunde davon erreichte auch ſehr bald Framley Court.

Nun aber war dieſer Mr. Supplehouſe für einen feingebildeten, der Hochkirche angehörenden, conſervativen jungen Landprediger ein ſchlimmerer Gefährte, als ſelbſt Harold Smith.

Er war ebenfalls im Parlament, und während der erſten Zeit des ruſſiſchen Krieges von einem Theil der Tagespreſſe der Hauptſtadt als der einzige Mann herausgeſtrichen worden, der das Land retten könnte.

„Man mache ihn zum Miniſter," hatte der „Jupiter" geſagt, „und es wird dann Hoffnung auf Reform und Ausſicht vorhanden ſein, daß Englands alter Ruhm in dieſer gefährlichen Zeit nicht kopfüber in Vergeſſenheit ſinkt."

Die Miniſter, die von Mr. Supplehouſe allerdings kein großes Heil erwarteten, aber wie gewöhnlich den „Jupiter" auf ihrer Seite zu haben wünſchten,

ließen den betreffenden Mann wirklich rufen und gaben ihm ein Amt in ihrer unmittelbaren Nähe.

Wie aber kann ein Mann, der geboren iſt, eine Nation zu retten und ein Volk anzuführen, ſich damit begnügen, den Platz eines Unterſecretärs auszufüllen?

Supplehouſe begnügte ſich nicht damit und gab ſehr bald zu verſtehen, daß ſein Platz ein viel höherer ſei, als irgend einer der ihm bis jetzt dargebotenen. Die Siegel des höchſten Staatsamtes, oder Krieg bis auf's Aeußerſte — dies war die Alternative, welche er einem vielbearbeiteten Haupt der Staatsangelegenheiten bot — nicht im Mindeſten zweifelnd, daß das Haupt der Staatsangelegenheiten den Werth des Bewerbers anerkennen und eine heilſame Furcht vor dem „Jupiter" vor Augen haben möchte.

Das Haupt der Staatsangelegenheiten, ſo viel es auch bearbeitet ward, wußte aber, daß man ſelbſt einen Mr. Supplehouſe und den „Jupiter" zu theuer bezahlen könne, und dem Retter der Nation ward geſagt, er möge ſeinen Tomahawk nur immer ſchwingen. Von dieſer Zeit an hatte er ſeinen Tomahawk auch wirklich geſchwungen, aber nicht mit ſo viel Wirkung, als er erwartet hatte. Er war ein ſehr intimer Freund von Mr. Sowerby und gehörte entſchieden zu der Partei von Chaldicotes.

Außer den hier geſchilderten Perſonen gab es noch viele Andere, deren Sünden mehr politiſcher und religiöſer, als moraliſcher Natur waren. Aber Alle waren ſie Galle und Wermuth für Lady Lufton, die ſie als Kinder des böſen Feindes betrachtete und den Schmerz einer Mutter empfand, als ſie erfuhr, daß ihr Sohn auch mit darunter ſei, und die von der ganzen Entrüſtung einer Gönnerin erfüllt ward, als ſie hörte, daß ihr geiſtiger Günſtling im Begriff ſtand, ſolche Geſellſchaft zu ſuchen.

Miſtreß Fanny Robarts hatte daher vollauf Grund, zu ſagen, daß Lady Lufton dies ſehr ungnädig aufnehmen würde.

„Willſt Du nicht erſt noch ein Mal in's Herrnhaus hinübergehen, ehe Du abreiſeſt?“ frug Fanny ihren Gatten am nächſtfolgenden Morgen.

Er wollte nach dem Imbiß aufbrechen und ſich in ſeiner einſpännigen Chaiſe ſelbſt fahren, ſo daß er hoffen konnte, Chaldicotes, welches etwa zwanzig (engliſche) Meilen entfernt war, noch vor dem Diner zu errreichen.

„Nein,“ antwortete Mark, „ich glaube nicht, daß ich erſt hingehen werde. Was könnte es auch nützen?“

„Ich weiß mich nicht recht auszuſprechen, aber ich glaube, an Deiner Stelle würde ich hingehen, theils

vielleicht, um Lady Lufton zu zeigen, daß ich, nachdem ich mir ein Mal vorgenommen, die Reiſe zu machen, mich nicht fürchtete, es ihr zu ſagen."

„Fürchtete!" wiederholte Mark. „Das iſt dummes Zeug! Ich fürchte mich nicht vor ihr. Aber ich ſehe nicht ein, warum ich ſelbſt Anlaß zu den unangenehmen Dingen geben ſoll, die ſie mir ſagen wird. Ueberdies habe ich keine Zeit dazu. Ich muß zu Jones gehen und mit ihm wegen gewiſſer amtlicher Verrichtungen ſprechen, dann habe ich mich fertig zu machen, und werde mich tüchtig dazu halten müſſen, um noch zur rechten Zeit fortzukommen."

Er machte demgemäß ſeinen Beſuch bei Mr. Jones, dem Hülfsprediger, und empfand durchaus keine Gewiſſensſcrupel, als er hier von allen den Parlamentsmitgliedern prahlte, mit denen er zuſammentreffen würde, und von dem Biſchof, der ebenfalls daſein würde.

Mr. Evan Jones war ja blos ſein Hülfsprediger, und wenn er mit ihm über dergleichen Dinge ſprach, ſo konnte er dies thun, als ob es blos in der Ordnung wäre, wenn ein Vicar in dem Hauſe eines Parlamentsmitgliedes zuweilen mit ſeinem Biſchof zuſammentrifft. Aber warum konnte er nicht in demſelben Tone mit Lady Lufton davon ſprechen?

Nachdem er ſein Weib und ſeine Kinder geküßt, brach er auf, vergnügt über die Ausſicht, die ſich ihm für die künftigen zehn Tage darbot, obgleich auch ſchon bange Ahnungen in Bezug auf die Unannehmlichkeiten, die bei ſeiner Rückkunft vielleicht ſeiner harrten, in ihm erwachten.

Während der drei nächſtfolgenden Tage traf Fanny mit Lady Luſton nicht zuſammen. Sie that nicht gerade beſtimmte Schritte, um ein ſolches Zuſammentreffen zu vermeiden, ging aber auch nicht vorſätzlich nach dem Herrenhauſe. Sie ging wie gewöhnlich in ihre Schule und machte einige Beſuche bei Pächtersfrauen, betrat aber das eigentliche Terrain von Framley Court mit keinem Fuße. Sie war muthiger, als ihr Gatte, aber ſelbſt ſie wünſchte nicht, den böſen Tag im Voraus kennen zu lernen.

Am Sonnabend, kurz zuvor, ehe es dämmerig zu werden begann, und als ſie ſich zu dem verhängnißvollen Sprunge vorzubereiten im Begriff war, kam ihre Freundin Lady Meredith zu ihr.

„Alſo, Fanny, wir werden wieder ſo unglücklich ſein, Mr. Robarts entbehren zu müſſen?“ ſagte Juſtinia.

„Ja, es trifft ſich allerdings ſehr unglücklich. Er hatte aber Mr. Sowerby ſeinen Beſuch bereits zugeſagt, ehe er hörte, daß Du kämeſt. Ich bitte Dich,

nicht zu glauben, daß er verreis't sein würde, wenn er es gewußt hätte."

„Es hätte uns auch leid thun sollen, ihn von einer so weit amusanteren Partie zurückzuhalten."

„Du bist unbillig, Justinia. Du willst damit sagen, er sei nach Chaldicotes gegangen, weil es ihm dort besser gefiele, als in Framley Court; aber das ist nicht der Fall. Ich hoffe nur, daß Deine Mutter nicht auch so denkt, wie Du."

Justinia lachte, indem sie ihre Freundin um den Leib faßte.

„Verschwende nicht Deine Beredsamkeit mit der Vertheidigung Deines Mannes bei mir," sagte sie. „Du wirst sie meiner Mutter gegenüber in vollem Umfange gebrauchen."

„Aber ist Deine Mutter denn ungehalten?" fragte Fanny, und verrieth durch ihre Stimme, wie viel ihr daran lag, in dieser Beziehung recht unterrichtet zu sein.

„Na, Fanny, Du kennst meine Mutter so gut wie ich. Sie hat von Deinem Manne eine so hohe Meinung, daß sie ihn diesen Politikern von Chaldicotes in der That nicht gönnt."

„Aber, Justinia, der Bischof wird auch da sein, weißt Du."

„Ich glaube nicht, daß diese Erwägung meine Mutter mit der Abwesenheit Deines Mannes aussöhnen wird. Er sollte sehr stolz darauf sein, daß man ihn so ungern entbehrt. Aber komm', Fanny, ich wünsche, daß Du mich zurückbegleitest. Zum Diner ankleiden kannst Du Dich bei uns. Und nun wollen wir gehen und die Kinder ansehen."

Als sie später mit einander nach Framley Court gingen, ließ Fanny sich von ihrer Freundin versprechen, daß diese ihr beistehen wolle, wenn vielleicht ein ernsterer Angriff auf ihren abwesenden Gatten gemacht würde.

„Willst Du sogleich in Dein Zimmer hinaufgehen?" fragte Fanny, sobald sie sich innerhalb der in die Hausflur führenden Vorhalle befanden.

Justinia wußte sofort, was ihre Freundin meinte, und beschloß, den schlimmen Tag nicht weiter hinauszuschieben.

„Es wird am Besten sein, wenn wir hineingehen, damit die Sache sofort erledigt werde," sagte sie. „Dann werden wir den Abend um desto heiterer zubringen."

Mit diesen Worten öffnete sie die Thür des Salons und fanden hier Lady Lufton ganz allein auf dem Sopha sitzen.

„Liebe Mama," ſagte Juſtinia, „Du darfſt Fanny wegen ihres Mannes nicht allzuſehr ausſchelten. Er ſoll vor dem Biſchof eine Wohlthätigkeitspredigt halten und konnte ſich unter dieſen Umſtänden vielleicht nicht weigern."

Dies war eine kleine Unwahrheit, allerdings in der beſten Abſicht geſprochen, aber dennoch eine Unwahrheit, denn Niemand ſetzte voraus, daß der Biſchof bis zum Sonntage in Chaldicotes bleiben würde.

„Ah, biſt Du da, Fanny?" ſagte Lady Luſton, indem ſie ſich erhob. „Sei willkommen! — Es iſt ja gar nicht meine Abſicht, ſie auszuſchelten, Juſtinia, und ich weiß nicht, wie Du ſolchen Unſinn ſchwatzen kannſt. Natürlich thut es uns ſehr leid, Mr. Robarts nicht hier zu haben, beſonders da er den letzten Sonntag, wo Sir Georg uns beſuchte, auch nicht da war. Ich ſehe Mr. Robarts gern in ſeiner Kirche, und jeden andern Geiſtlichen nicht ſo gern. Wenn Fanny Das ausſchelten nennt, ſo kann ich freilich —"

„O durchaus nicht, Lady Luſton; es iſt vielmehr ſehr freundlich von Ihnen, dies zu ſagen," unterbrach Fanny. „Meinem Manne that es ungemein leid, daß er dieſe Einladung nach Chaldicotes angenommen hatte, ehe er hörte, daß Sir Georg käme, und —"

„O, ich weiß, daß Chaldicotes ſehr viel An-

ziehendes hat, was wir nicht bieten können," sagte Lady Lufton.

„Nein, nein, Das war es nicht," hob Fanny wieder an. „Er ward aufgefordert, zu predigen, und Mr. Harold Smith —"

Die arme Fanny machte die Sache nur noch schlimmer. Wäre sie weltklug gewesen, so hätte sie das kleine Kompliment, welches in Lady Lufton's erstem Vorwurfe lag, hingenommen und dann geschwiegen.

„Ja wohl, die Harold Smiths!" unterbrach Lady Lufton ihrerseits. „Das sind unwiderstehliche Leute, ich weiß es recht wohl. Wie könnte Jemand sich weigern, sich einer Gesellschaft anzuschließen, die durch eine Mistreß Harold Smith und eine Mistreß Proudie geschmückt wird, — selbst wenn seine Pflicht ihm geböte, sich fern zu halten?"

„Aber Mama!" sagte Justinia.

„Nun, was soll ich sonst sagen, liebe Tochter?" fragte Lady Lufton. „Du wirst doch nicht wünschen, daß ich lüge? Ich liebe Mistreß Harold Smith nicht — wenigstens nicht Das, was ich von ihr höre, denn ich bin nicht so glücklich gewesen, seit ihrer Verheirathung mit ihr zusammenzutreffen. Es klingt vielleicht dünkelhaft von mir, aber ich muß in Wahrheit ge-

ſtehen, daß Mr. Robarts ſich hier bei uns in Framley wohler befinden würde, als bei den Harold Smiths in Chaldicotes, ſelbſt wenn er Miſtreß Proudie noch als Zugabe erhält."

Es war beinahe finſter, und deßhalb konnte man nicht ſehen, wie der armen Fanny die Röthe in's Geſicht emporſtieg. Sie war indeß eine zu gute Gattin, als daß ſie ſo Etwas hätte hören können, ohne einen gewiſſen Grad von Zorn zu empfinden. Sie ſelbſt konnte ihrem Gatten keinen Vorwurf machen, und es war ihr unerträglich, daß er in ihrer Gegenwart von Andern getadelt ward.

„Er würde ſich ohne Zweifel hier beſſer befinden," ſagte ſie, „aber Sie wiſſen ja, Lady Luſton, daß der Menſch nicht immer dahin gehen kann, wo er ſich am Beſten befindet. Die Männer namentlich müſſen zuweilen —"

„Schon gut, ſchon gut, liebes Kind. Auf jeden Fall hat er doch Dich nicht mitgenommen, und deßhalb wollen wir ihm verzeihen," ſagte Lady Luſton und küßte ſie. „Wir müſſen uns," ſetzte ſie mit affectirtem Geflüſter zu den beiden jungen Frauen hinzu, „wir müſſen uns unter ſo bewandten Umſtänden mit dem armen alten Evan Jones begnügen. Er wird heute Abend hier ſein, und deßhalb müſſen wir

nun gehen und uns ankleiden, um ihn zu empfangen."

Und somit verließen sie den Salon. Lady Lufton besaß genug Herzensgüte, um Fanny wegen des Eifers, womit sie ihren abwesenden Gatten vertheidigte, um so lieber zu gewinnen.

Drittes Kapitel.

Chaldicotes.

Chaldicotes ist ein Haus von weit größeren Prätensionen, als Framley Court. In der That, wenn man mehr die Spuren des Alterthums, die es trägt, als seine der Neuzeit angehörenden Theile in's Auge faßt, so ist es ein Ort von sehr bedeutenden Prätensionen.

Es ist ein alter Forst vorhanden, der nicht ganz, aber doch theilweise zu dem Besitzthum gehört und das „Revier" von Chaldicotes genannt wird.

Dieser Wald reicht bis dicht an die Hinterseite des Schlosses und Herrenhauses und giebt diesem einen gewissen Anstrich von Charakter und Berühmtheit. Das Revier von Chaldicotes, oder wenigstens der größere Theil davon, ist, wie alle Welt weiß, Kron=

eigenthum, und soll in dieser Zeit der Nutzbarmachung niedergeschlagen werden.

In früheren Zeiten war es ein großer Wald, der sich über die Hälfte des Landes, beinahe bis Silverbridge, erstreckte, und Ueberreste davon sind noch hier und da auf dieser ganzen Strecke zu sehen. Der größere noch übrige Theil aber, welcher aus hundertjährigen hohlen Eichen und sich weit ausbreitenden verdorrten Buchen besteht, liegt in den beiden Kirchspielen Chaldicotes und Uffley. Noch jetzt kommen Leute aus weiter Ferne, um die Eichen von Chaldicotes zu sehen und ihre Füße in den dicht aufgehäuften Herbstblättern rascheln zu hören.

Aber sie werden nicht lange mehr kommen. Die Riesen der vergangenen Jahrhunderte müssen Weizenfeldern und Rübenäckern Platz machen. Ein rücksichtsloser Kanzler der Schatzkammer verlangt, ohne alte Erinnerungen oder ländliche Schönheit zu beachten, einen Geldertrag von dem Grundeigenthum des Staates, und der Wald von Chaldicotes muß von der Erde verschwinden.

Ein kleiner Theil davon ist jedoch Privateigenthum von Mr. Sowerby, welcher bis jetzt trotz aller seiner Geldverlegenheiten diesen Theil seines väterlichen Erbes vor der Axt und dem Losschlagen an den Meistbietenden zu bewahren gewußt hat.

Das Schloß Chaldicotes ist ein großes steinernes Gebäude, wahrscheinlich aus der Zeit Karl's des Zweiten. Man gelangt dazu auf beiden Fronten mittelst einer schwerfälligen, doppelten Freitreppe. Zu der Vorderseite des Hauses führt eine lange, steife, gerade Lindenallee, deren Thor in der Mitte des Dorfes Chaldicotes steht.

Auf der Rückseite dagegen bieten die Fenster eine vierfache Fernsicht durch den Wald hindurch dar, denn dieser besitzt vier offene grüne Reitwege, welche alle an einem großen eisernen Thorwege als der Schranke zusammentreffen, welche das Privateigenthum von dem des Staates scheidet.

Die Sowerbys sind seit vielen Generationen zugleich Oberforstmeister des Jagdrevieres von Chaldicotes und besitzen daher über die Staatswaldung eine beinahe eben so große Machtvollkommenheit, als über ihre eigenen. Dies geht nun aber Alles seinem Ende entgegen, denn der Wald wird, wie schon gesagt, niedergeschlagen.

Es war beinahe finster, als Mark Robarts durch die Lindenallee hinauffuhr, aber es war leicht zu sehen, daß das Haus, welches neun Monate des Jahres hindurch todt und stumm war, jetzt in allen seinen Theilen von Leben erfüllt war.

An vielen der Fenster sah man Lichter, aus den Ställen ließen sich laute Stimmen vernehmen, Dienstleute bewegten sich durch einander, Hunde bellten, und der dunkelfarbige Kies vor der Freitreppe war von vielen Wagenrädern durchfurcht.

„Ah, Sie sind es, Mr. Robarts?“ sagte ein Stallbursche, indem er das Pferd des Vicars beim Zügel ergriff und seinen Hut berührte. „Sie befinden sich doch wohl, Ehrwürden?“

„Vollkommen wohl, Bob, ich danke Euch. Ist in Chaldicotes Alles wohl auf?“

„Ja, so ziemlich, Mr. Robarts. Es ist jetzt viel Leben bei uns, Sir. Der Bischof und seine Gemahlin kamen heute Morgen!“

„Ah, ganz richtig. Ich hörte schon davon, daß sie hier sein würden. Ist auch eine der jungen Damen mitgekommen?“

„Eine einzige — Miß Olivia, glaub' ich, heißt sie.“

„Und wie befindet sich Mr. Sowerby?“

„Ganz wohl, Ehrwürden. Er und Mr. Harold Smith und Mr. Fothergill — dies ist der Geschäftsagent des Herzogs, wissen Sie — steigen eben dort im Stallhofe von den Pferden.“

„Sie kommen wohl von der Jagd zurück, Bob?“

„Ja wohl, Ehrwürden, eben diese Minute!“

Und nun ging Mr. Robarts in das Haus hinein, während sein Mantelsack auf der Schulter eines Dieners ihm folgte.

Man sieht, daß unser junger Vicar in Chaldicotes sehr bekannt sein mußte, da der Stallknecht ihn kannte und mit ihm über die Leute im Hause sprach.

Ja, er war hier sehr bekannt — in weit höherem Grade, als er der Gesellschaft in Framley hatte merken lassen. Nicht als ob er vorsätzlich Jemanden getäuscht oder jemals ein unwahres Wort über Chaldicotes gesprochen hätte. Wohl aber hatte er sich niemals zu Hause gerühmt, daß er und Sowerby vertraute Bundesgenossen waren. Eben so wenig hatte er Etwas davon gesagt, wie oft Mr. Sowerby und Lord Lufton in London beisammen waren.

Warum sollte er auch Frauen mit dergleichen Angelegenheiten behelligen? Warum sollte er eine so vortreffliche Frau, wie Lady Lufton, beunruhigen?

Uebrigens war Mr. Sowerby ein Mann, dessen vertrauter Bekanntschaft nur wenig junge Leute auszuweichen gewünscht haben würden. Er war fünfzig Jahre alt und hatte vielleicht nicht den empfehlenswerthesten Lebenswandel geführt, aber er trug sich jugendlich und sah in der Regel noch sehr gut aus. Er war kahlköpfig, hatte eine gutgeformte runde Stirn und gutgeformte feuchte Augen. Er war ein ge-

scheidter Mann und ein angenehmer Gesellschafter, und stets gut gelaunt, wenn es in seinen Plan paßte. Eben so war er auch ein Mann von feiner Erziehung und guter Geburt, dessen Ahnen in dieser Gesellschaft, wie die Pächter der Umgegend zu rühmen pflegten, länger bekannt gewesen waren, als die irgend eines andern Gutsbesitzers, ausgenommen vielleicht die Thornes von Ullathorne, oder die Greshams von Greshamsbury — jedenfalls aber weit länger, als die Courcys auf Courcy Castle. Was den Herzog von Omnium betraf, so war er, vergleichungsweise gesprochen, ein Neuling.

Uebrigens war Mr. Sowerby auch Parlamentsmitglied, der Freund mehrerer hochgestellten Männer und Anderer, welche Aussicht hatten, künftig solche zu sein; ein Mann, der über die Welt sprechen konnte wie Einer, der sein Thema gründlich versteht. Wie auch sein Lebenswandel zu andern Zeiten beschaffen sein möchte, so sagte und that er doch in Gegenwart eines Geistlichen niemals Etwas, was diesem hätte anstößig sein können. Er fluchte nicht, er prahlte nicht mit seinen Lastern, er vermied alle Religionsspötterei. Wenn er auch nicht selbst ein Anhänger der Kirche war, so verstand er es wenigstens, mit Denen, die es waren, in angemessener Weise umzugehen.

Wie war es daher möglich, daß ein Mann, wie

unſer Vicar, keinen Genuß an Mr. Sowerby's vertrauter Bekanntſchaft gefunden hätte? Von einer Frau, wie Lady Lufton, ſagte er bei ſich ſelbſt, ſtand nichts Anderes zu erwarten, als daß ſie die Naſe über ihn rümpfte, denn ſie verlebte zehn Monate des Jahres in Framley Court und hatte während dieſer zehn Monate eben ſo, wie während der zwei, die ſie in London verlebte, faſt nur mit ihres Gleichen Umgang. Die Frauen verſtänden Nichts von dergleichen Dingen, ſagte der Vicar bei ſich ſelbſt.

Auch ſeine eigene Frau, ſo gut und verſtändig ſie auch wäre, verſtände nicht, daß ein Mann in der Welt mit allen Arten Menſchen umgehen muß, und daß es in unſerer Zeit für einen Geiſtlichen unmöglich iſt, den Einſiedler zu ſpielen.

Auf dieſe Weiſe folgerte Mark Robarts, als er ſich aufgefordert fühlte, ſich wegen ſeiner Beſuche in Chaldicotes und ſeiner immer vertrauter werdenden Bekanntſchaft mit Mr. Sowerby vor der Schranke ſeines eigenen Gewiſſens zu vertheidigen.

Er wußte recht wohl, daß Mr. Sowerby ein gefährlicher Menſch war, er wußte, daß derſelbe bis über die Ohren in Schulden ſtak und daß er auch den jungen Lord Lufton in gewiſſe pecuniäre Verlegenheiten verwickelt hatte, und ſein Gewiſſen ſagte ihm, daß er als einer der Streiter Chriſti wohlthun

würde, wenn er sich nach Bekanntschaften anderer Art umsähe.

Nichtsdestoweniger aber ging er nach Chaldicotes, allerdings nicht zufrieden mit sich selbst, aber sich immer die Argumente wiederholend, durch welche er sich zu beweisen suchte, daß er eigentlich vollkommen zufrieden mit sich sein könne.

Er ward sogleich in den Salon gewiesen und fand hier Mistreß Harold Smith, Mistreß und Miß Proudie und noch eine andere Dame, die er noch nie zuvor gesehen und deren Namen er nicht sogleich erwähnen hörte.

„Sind Sie es, Mr. Robarts?" sagte Mistreß Harold Smith, indem sie aufstand, um ihn zu begrüßen, und indem sie ihre affectirte Ungewißheit hinter den Schleier der Dunkelheit versteckte. „Haben Sie wirklich an einem solchen Tage, wie dieser, einen Weg von zwanzig Meilen gemacht, um uns in unsern kleinen Schwierigkeiten beizustehen? Unsere Dankbarkeit können wir Ihnen auf jeden Fall versprechen."

Und nun reichte unser Vicar Mistreß Proudie die Hand, natürlich in der ehrerbietigen Weise, wie es sich für einen Vicar der Gemahlin eines Bischofs gegenüber gebührt, und Mistreß Proudie erwiderte den Gruß mit der ganzen lächelnden Herablassung, welche

die Gemahlin eines Biſchofs einem Vicar erweiſen kann.

Miß Proudie, ihre Tochter, war nicht gerade ſo höflich. Wäre Mr. Robarts noch unverheirathet geweſen, ſo hätte ſie vielleicht auch ſanft gelächelt; aber ſie hatte ihr Lächeln zu lange an jungen Geiſtlichen geübt, als daß ſie es nun an einen verheiratheten Landprediger hätte verſchwenden ſollen.

„Und was ſind es für Schwierigkeiten, Miſtreß Smith, in Bezug auf welche Sie meinen Beiſtand wünſchen?“ fragte Mr. Robarts.

„Wir haben ſechs oder ſieben Herren hier, Mr. Robarts, und dieſe gehen alle Mal vor dem Frühſtück auf die Jagd und kommen nie eher — hätte ich beinahe geſagt — als bis nach dem Diner zurück. Ich wollte, es wäre ſo, denn dann brauchten wir nicht auf ſie zu warten.“

„Mr. Supplehouſe ausgenommen, wiſſen Sie,“ ſagte die unbekannte Lady mit ſehr lauter Stimme.

„Aber Der ſchließt ſich gewöhulich in das Bibliothekzimmer ein und ſchreibt Artikel.“

„Es wäre allerdings eine weit beſſere Beſchäftigung für ihn, wenn er verſuchte, den Hals zu brechen, wie die Andern,“ ſagte die unbekannte Dame.

„Es würde ihm aber niemals gelingen,“ entgegnete Miſtreß Harold Smith. „Am Ende ſind Sie,

Mr. Robarts, eben so schlimm, als die übrigen Herren, und gehen vielleicht morgen auch mit auf die Jagd?"

„Meine liebe Mistreß Smith!" sagte Mistreß Proudie in einem Tone, der sanft vorwurfsvoll klang und gemäßigten Abscheu verrieth.

„Ach ja, ich hatte nicht daran gedacht," hob Mistreß Harold Smith wieder an. „Nein, nein, Sie werden natürlich nicht mit auf die Jagd gehen, Mr. Robarts; Sie werden blos wünschen, daß Sie dies thun könnten."

„Nun, warum kann er es denn nicht?" fragte die Dame mit der lauten Stimme.

„Meine liebe Miß Dunstable, ein Geistlicher sollte auf die Jagd gehen, während er mit dem Bischof in einem und demselben Hause weilt? Bedenken Sie doch!"

„Ah so, der Bischof würde es nicht gern sehen, meinen Sie. Aber sagen Sie mir ein Mal, Sir," fuhr Miß Dunstable, sich zu dem Vicar wendend, fort, „was würde der Bischof Ihnen thun, wenn Sie wirklich mit auf die Jagd gingen?"

„Das würde auf seine zeitweilige Laune ankommen," sagte Mr. Robarts. „Wäre diese gerade sehr streng, so ließe er mich vielleicht vor dem Thore seines Palastes enthaupten."

Miſtreß Proudie richtete ſich in ihrem Stuhle empor, um bemerklich zu machen, daß dieſer Ton der Conſervation ihr nicht zuſage, und ihre Tochter hielt ihr Tuch unverwandt auf ihr Buch geheftet, um zu zeigen, ſie erachte Miß Dunſtable und ihre Converſation nicht für würdig, daß man Notiz davon nehme.

„Wenn die Herren nicht die Abſicht haben, heute Abend noch die Hälſe zu brechen," hob Miſtreß Harold Smith an, „ſo wünſchte ich, daß Sie uns davon benachrichtigten. Es iſt ſchon über halb ſieben Uhr."

Mr. Robarts erklärte hierauf, daß eine ſolche Kataſtrophe heute nicht zu erwarten ſtände, da Mr. Sowerby und die andern Jäger bei ſeiner Ankunft bereits im Stallhofe geweſen ſeien.

„Dann, meine Damen, werden wir wohlthun, unverweilt Toilette zu machen," ſagte Miſtreß Harold Smith.

Als ſie aber auf die Thür zuging, öffnete ſich dieſelbe und ein kleiner Herr mit langſamem, ruhigem Schritt trat in das Zimmer, war aber für die Augen des Vicars durch die Dunkelheit hindurch nicht erkennbar.

„Ah, lieber Biſchof, ſind Sie es?" ſagte Miſtreß Smith. „Hier iſt eines der Lichter Ihrer Diöceſe."

Der Biſchof näherte, ſich durch die Finſterniß

hindurch taſtend, ſich dem Vicar und drückte ihm herzlich die Hand.

„Ich freue mich ſehr, Sie in Chaldicotes zu treffen, Mr. Robarts," ſagte er. „Nicht wahr, Sie wollen nächſten Sonntag zum Beſten der papuaniſchen Miſſion predigen? Wenigſtens habe ich es gehört. Es iſt Das ein gutes Werk, ein vortreffliches Werk. Es thut mir nur leid, daß ich nicht bis dahin in Chaldicotes bleiben und die Predigt hören kann."

Es war klar, daß dieſer Biſchof die vertraute Bekanntſchaft des Vicars mit Mr. Sowerby durchaus nicht mißbilligte, freilich aber fühlte unſer junger Vicar in ſeinem eigenen Herzen, daß er auf die Meinung ſeines Biſchofs keinen großen Werth legte.

„Ah, Robarts, ich freue mich, Sie zu ſehen," ſagte Mr. Sowerby, als ſie einander vor dem Diner in dem Salon begegneten. „Harold Smith kennen Sie wohl ſchon? Natürlich kennen Sie ihn. Wer iſt denn gleich ſonſt noch da? Ah, jetzt fällt mir ein — Supplehouſe. Mr. Supplehouſe, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Freund Mr. Robarts vorzuſtellen. Er iſt es, der Ihnen nächſten Sonntag zum Beſten der armen Papuanen, welche wir gern zu Chriſten machen möchten, eine Fünfpfundnote aus der Taſche locken wird, das heißt, wenn nicht Harold Smith die Sache ſchon durch ſeine Sonnabendvorleſung kurz ab-

macht. Den Biſchof haben Sie wohl ſchon geſprochen, Robarts?“ ſetzte er flüſternd hinzu. „Es iſt etwas Herrliches, Biſchof zu ſein; meinen Sie nicht auch? Ich wollte, ich hätte nur halb ſo viel Ausſicht dazu, wie Sie. Aber, lieber Freund, ich habe einen großen Fehler begangen — ich habe vergeſſen, einen unverheiratheten Geiſtlichen für Miß Proudie einzuladen. Sie müſſen mir aus der Verlegenheit helfen und die junge Dame zur Tafel führen.“

In dieſem Augenblicke erdröhnte die große Glocke, und die Geſellſchaft verließ paarweiſe den Salon.

Bei Tiſche kam Mr. Robarts zwiſchen Miß Proudie und die Dame zu ſitzen, welche er Miß Dunſtable hatte nennen hören.

Die Erſtere hatte für ihn nicht viel Anziehendes und er verſpürte trotz der Bitte ſeines Wirthes keine Luſt, um ihretwillen den Unvermählten zu ſpielen.

Mit der andern Dame dagegen hätte er gern während des Diners geplaudert, wenn nicht alle anderen Tiſchgäſte darauf bedacht geweſen wären, Dasſelbe zu thun.

Dieſe Dame war weder jung, noch ſchön, noch von vornehmem Anſehen, ſchien aber dennoch ſich einer Popularität zu erfreuen, welche Mr. Supplehouſe's Neid erregen mußte und ſicherlich durchaus

nicht nach Mistreß Proudie's Geschmack war, obschon diese sie eben so fêtirte, wie die Andern thaten.

Unser Vicar sah sich demgemäß außer Stande, mehr als einen unbedeutenden Theil von der Aufmerksamkeit der Dame zu erlangen.

„Bischof," sagte sie über den Tisch hinüber, „wir haben Sie den ganzen Tag vermißt; wir haben keine menschliche Seele gehabt, die ein Wort mit uns gesprochen hätte."

„Meine liebe Miß Dunstable, wenn ich Das gewußt hätte! Aber ich hatte Geschäfte von einiger Wichtigkeit zu besorgen," antwortete der Bischof.

„Ich glaube nicht an Geschäfte von einiger Wichtigkeit," fuhr Miß Dunstable fort. „Glauben Sie daran, Mistreß Smith?"

„Warum sollte ich nicht daran glauben?" entgegnete Mistreß Smith. „Wenn Sie mit meinem Manne nur eine Woche lang verheirathet wären, so würden Sie auch nicht mehr daran zweifeln."

„Wirklich? Wie schade, daß ich nicht diese Gelegenheit haben kann, meinen Glauben zu bessern. Sie sind aber auch Geschäftsmann, Mr. Supplehouse, wie ich höre," fuhr Miß Dunstable, sich zu ihrem Nachbar rechts wendend, fort.

„Mit Harold Smith kann ich mich nicht ver-

gleichen," antwortete Mr. Supplehouſe. „Dem Biſchof aber komme ich vielleicht eher gleich."

„Aber was thut nur ein Menſch, wenn er ſich niederſetzt, um Geſchäfte zu beſorgen?" fragte Miß Dunſtable. „Wie geht er dabei zu Werke? Was hat er für Handwerkszeug? Vor allen Dingen ein Ries Löſchpapier, nicht wahr?"

„Das kommt, möchte ich ſagen, auf ſein Handwerk an," antwortete Mr. Supplehouſe. „Ein Schuhmacher beginnt damit, daß er ſeinen Draht wichſ't."

„Und Mr. Harold Smith —".

„Damit, daß er die Zahlen zuſammenrechnet, die er geſtern geſchrieben, oder auch damit, daß er einen Knäuel rothen Bindfaden abwickelt. Gutgeordnete Papiere und ſtatiſtiſche Thatſachen ſind ſeine Force."

„Und was macht denn ein Biſchof? Können Sie mir dies vielleicht auch ſagen?"

„Ein Biſchof ſendet den ihm untergebenen Geiſtlichen entweder Lobſprüche oder Scheltworte, je nach dem Zuſtande ſeiner Verdauungsorgane. Miſtreß Proudie kann Ihnen aber dies Alles mit der größten Genauigkeit erklären."

„Wirklich? Ich verſtehe, was Sie meinen, aber ich glaube kein Wort davon. Der Biſchof beſorgt

ſeine Geſchäftsangelegenheiten jedenfalls ſelbſt, eben ſo gut, wie Sie, oder wie Mr. Harold Smith."

„Wie ich, Miß Dunſtable?"

„Ja, wie Sie."

„Aber ich habe auch unglücklicherweiſe keine Frau, welche meine Geſchäfte für mich beſorgte."

„Dann ſollten Sie aber auch nicht über Die ſpotten, welche eine Frau haben; denn Sie können nicht wiſſen, wie ſich die Sache bei Ihnen geſtaltet, wenn Sie ein Mal verheirathet ſein werden."

Mr. Supplehouſe begann ſofort eine wohlgeſetzte Rede zu halten, indem er ſagte, er ſei mit Freuden bereit, es in dieſer Beziehung auf jede Gefahr, der er durch Miß Dunſtable's Genoſſenſchaft ausgeſetzt werden könnte, ankommen zu laſſen. Ehe er aber noch halb damit fertig war, hatte ſie ihm ſchon den Rücken gewendet und eine Converſation mit Mark Robarts begonnen.

„Haben Sie in Ihrem Kirchſpiel viel Arbeit, Mr. Robarts?" fragte ſie.

Mark war nicht darauf gefaßt, daß ſie ſeinen Namen kannte oder wußte, daß er ein Kirchſpiel hatte, und dieſe Frage überraſchte ihn daher. Der Ton, in welchem ſie von dem Biſchof und ſeinen Geſchäften geſprochen, hatte ihm überdies nicht recht gefallen wollen. Sein Wunſch, ſie näher kennen zu lernen,

war deßhalb ein nur noch geringer, und er war nicht vorbereitet, ihre Frage mit ſonderlichem Eifer zu beantworten.

„Alle Geiſtlichen, die ein Kirchſpiel haben, ſind vollauf beſchäftigt, wenn es ihnen nämlich beliebt, ihre Pflichten in vollem Umfange zu erfüllen," ſagte er.

„Das iſt es eben — meinen Sie nicht auch, Mr. Robarts? Wenn es den Herren beliebt. Vielen beliebt es, Vielen, die ich kenne, und wir ſehen auch, welche Erfolge ſie erzielen. Viele Andere vernachläſſigen aber ihre Pflichten, und wir ſehen ebenfalls, was das Reſultat iſt. Ich ſollte meinen, das Leben eines Landgeiſtlichen mit Weib und Familie und einem hinreichenden Einkommen müßte das glücklichſte ſein, welches ein Menſch führen könnte."

„Dies iſt auch meine Meinung," ſagte Mr. Robarts, indem er ſich zugleich fragte, ob er ſich durch dieſe Segnungen wirklich befriedigt fühlte. Er hatte Alles, was Miß Dunſtable ſo eben erwähnt, und dennoch hatte er ſeiner Gattin erſt ganz kürzlich geſagt, ſeine Verhältniſſe erlaubten ihm nicht, die Bekanntſchaft eines aufſtrebenden Politikers, wie Harold Smith, zu vernachläſſigen.

„Was mir nicht gefällt," fuhr Miß Dunſtable fort, „iſt, daß wir von den Geiſtlichen die Erfüllung ihrer Pflicht erwarten, während wir ihnen doch kein

genügendes Einkommen, ja faſt gar kein ſolches geben. Iſt es nicht ein Scandal, daß ein gelehrter Mann mit Familie für einen armſeligen Sold von ſiebenzig Pfund jährlich ſein halbes, ja vielleicht ſein ganzes Leben arbeiten ſoll?"

Mark ſagte, es ſei allerdings ein Scandal, und dachte an ſeinen Hülfsprediger Mr. Evan Jones und deſſen Tochter, und dann dachte er auch an ſeinen eigenen Werth und ſein eigenes Haus und ſeine eigenen neunhundert Pfund jährlich.

„Und dennoch ſind die Geiſtlichen ſo ſtolz — ariſtokratiſch wäre, wie ich wohl weiß, ein feinerer Ausdruck — daß ſie von gemeinen armen Leuten kein Geld nehmen wollen; ſie wollen durchaus von Grundzinſen und Dotationen, von Zehnten und Kirchenvermögen bezahlt ſein. Sie können ſich nicht überwinden, für Das, was ſie verdienen, zu arbeiten, wie Advokaten und Aerzte thun. Sie glauben, es ſei beſſer, wenn ihre Hülfsprediger am Hungertuche nagen, als wenn ſie ſelbſt eine ſolche Schmach auf ſich nehmen müßten."

„Darüber läßt ſich ſehr Viel ſprechen, Miß Dunſtable."

„Ja, allerdings, und Sie wollen damit ſagen, daß ich dieſes Thema nicht weiter verfolgen ſoll."

„Nun, Das meinte ich nicht gerade."

„O doch, doch, Mr. Robarts! Mir braucht man nicht mit einem Scheunenthor zu winken. Die Geiſtlichen heben ſich dergleichen weitſchweifige Themata lieber für ihre Predigten auf, wo ihnen Niemand hineinreden darf. Wenn in meinem Herzen irgend ein brennender Wunſch nach irgend Etwas in der Welt lebt, ſo iſt es der, auf die Kanzel zu ſteigen und eine Predigt zu halten."

„Sie glauben nicht, wie bald dieſer Appetit, nachdem Sie ihn ein Mal befriedigt, wieder vergehen würde."

„Das käme darauf an, ob ich aufmerkſame Zuhörer fände. Mr. Spurgeon, der gefeierte Kanzelredner, kriegt das Predigen gewiß nicht ſogleich ſatt."

In dieſem Augenblicke ward Miß Dunſtable's Aufmerkſamkeit durch eine Frage von Mr. Sowerby in Anſpruch genommen, und Mr. Robarts ſah ſich genöthigt, mit Miß Proudie zu converſiren. Dieſe aber war ihm für ſeine Mühe keineswegs dankbar, ſondern ſpeiſ'te ihn mit kurzen und einſilbigen Antworten ab.

„Sie wiſſen wohl, daß Harold Smith uns über jene Inſulaner eine Vorleſung halten wird?" ſagte Mr. Sowerby zu Mark, als die Herren nach Tiſche bei ihrem Weine um das Kaminfeuer herumſaßen.

Mark entgegnete, er habe davon gehört, und freue ſich, dieſer Vorleſung beizuwohnen.

„Das iſt auch Ihre Pflicht, da er ja den darauf=folgenden Tag Ihnen zuhören, oder wenigſtens ſo thun wird, was Sie auch in Bezug auf ſeinen Vor=trag thun können. Es wird eine furchtbar langweilige Geſchichte — die Vorleſung meine ich, nicht etwa die Predigt. Denken Sie ſich," fuhr er, ſeinem Freund leiſe in's Ohr ſprechend, fort, „denken Sie ſich, daß ich nach Einbruch der Dämmerung zehn Meilen her= und zehn Meilen wieder zurückfahren ſoll, um Harold Smith zwei Stunden lang über Borneo ſchwatzen zu hören. Aber man muß, und es hilft ein Mal Nichts, wiſſen Sie."

„Ich für meine Perſon glaube aber, es wird ſehr intereſſant ſein."

„Mein lieber Freund, Sie haben noch nicht ſo viel dergleichen Dinge ausgeſtanden, wie ich. Er macht es aber ganz recht. Es iſt ein Mal ſein Fach, und wenn der Menſch Etwas anfängt, ſo muß er es auch fortſetzen. Wo ſteckt denn Luſton ſchon ſo lange?"

„Als ich das letzte Mal von ihm hörte, war er in Schottland, jetzt iſt er aber wahrſcheinlich in Melton."

„Es iſt verdammt ſchäbig von ihm, daß er der Jagd nicht hier in ſeiner Heimath obliegt. Er will ſich nicht durch Vorleſungen langweilen laſſen, oder

ſeine Nachbarn tractiren, deßhalb behandelt er uns ſo. Er hat keinen Begriff von Dem, was ſeine Pflicht iſt."

„Aber Lady Luſton beſorgt dies ja Alles, wie Sie wiſſen, Mr. Sowerby."

„Ich wollte, ich hätte eine Miſtreß Sowerby mère, die es für mich auch beſorgte. Luſton hat aber keine Conſtituenten, um die er ſich zu kümmern brauchte, der Glückliche. Apropos, hat er Ihnen vielleicht Etwas davon geſagt, daß er ſein Grundſtück in Oxfordſhire verkaufen will? Es gehört zu der Herrſchaft Luſton, und gleichwohl auch nicht dazu. Nach meiner Anſicht macht es mehr Schererei, als es werth iſt."

Lord Luſton hatte allerdings ſeinem Freunde Mark von dieſem Verkaufe geſagt und ihm erklärt, daß in Folge gewiſſer Geldgeſchäfte, die er mit Mr. Sowerby abgeſchloſſen, ein ſolches Opfer unbedingt nothwendig ſei. Es war aber unmöglich, dieſen Verkauf ohne Lady Luſton's Vorwiſſen in der geſetzlichen Form abzuſchließen, und Lord Luſton hatte deßhalb Mark beauftragt, nicht blos ſeine Mutter davon zu unterrichten, ſondern auch dazu zu bereden und ihren Zorn zu beſchwichtigen.

Dieſen Auftrag hatte er aber bis jetzt noch nicht verſucht, auszuführen, und es war auch ſehr wahr-

ſcheinlich, daß dieſer ſein Beſuch in Chaldicotes dieſes Geſchäft nicht ſonderlich erleichtern würde.

„Es ſind die prachtvollſten Inſeln unter der Sonne," ſagte Harold Smith zu dem Biſchof.

„Wirklich?" entgegnete der Biſchof, indem er die Augen weit aufriß und den Ausdruck des geſpannteſten Intereſſes annahm.

„Und die Bewohner ſind außerordentlich intelligent."

„Was Sie nicht ſagen!"

„Es fehlt ihnen weiter Nichts, als Leitung, Ermuthigung, Belehrung —"

„Und Chriſtenthum," meinte der Biſchof.

„Und Chriſtenthum, das verſteht ſich," ſagte Mr. Smith, indem er bedachte, daß er mit einem Würdenträger der Kirche ſprach. Es war gerathen, ſolchen Leuten nach dem Munde zu reden, dachte Mr. Smith. Das Chriſtenthum aber ſollte in der Sonntagspredigt beſorgt werden und gehörte nicht zu ſeiner Aufgabe.

„Aber wie gedenken Sie mit jenen Menſchen zu beginnen?" fragte Mr. Supplehouſe, der es ſich ſein ganzes Leben lang zur Aufgabe gemacht hatte, überall Schwierigkeiten zu finden.

„Wie ich mit dieſen Leuten beginnen werde? O, das iſt ſehr leicht. Weit ſchwieriger wird es ſein, das begonnene Werk fortzuſetzen, wenn das Geld alle

iſt. Beginnen werden wir damit, daß wir dieſen Wilden die Wohlthaten und den Nutzen der Civiliſation auseinanderſetzen."

„Sehr ſchön!" ſagte Mr. Supplehouſe. „Aber wie wollen Sie die Sache angreifen, Smith?"

„Wie wir die Sache angreifen wollen? Wie haben wir ſie denn in Bezug auf Auſtralien und Amerika angegriffen? Kritiſiren iſt ſehr leicht, die Hauptſache bei ſolchen Dingen iſt, die Schulter an's Rad zu ſtemmen."

„Nach Auſtralien haben wir unſere Verbrecher geſchickt," ſagte Supplehouſe, „und dieſe haben das Werk für uns begonnen. Was Amerika betrifft, ſo haben wir die Einwohner ausgerottet, anſtatt ſie zu civiliſiren."

„Die Bewohner von Indien haben wir nicht ausgerottet," ſagte Harold Smith ärgerlich.

„Wir haben aber auch nicht verſucht, ſie zum Chriſtenthum zu bekehren, wie der Biſchof ſehr richtig mit unſern Inſulanern gethan zu ſehen wünſcht."

„Supplehouſe, Sie ſind nicht gerecht," ſagte Mr. Sowerby, „weder gegen Harold Smith, noch gegen uns. Sie veranlaſſen ihn, ſeine Vorleſung zu probiren, was ſchlimm für ihn, und zwingen uns, die Probe mit anzuhören, was ſchlimm für uns iſt."

„Supplehouſe gehört der Clique an, welche die

Weisheit von England monopoliſirt," ſagte Harold Smith. „Jedenfalls glaubt er dies wenigſtens. Das Schlimmſte aber dabei iſt, daß die Mitglieder dieſer Clique fortwährend erpicht ſind, Leitartikel zu ſprechen."

„Das iſt immer noch beſſer, als wenn Artikel geſprochen werden, die nicht leitend ſind," ſagte Mr. Supplehouſe. „Gewiſſe Beamte erſten Ranges thun Das."

„Treffe ich Sie vielleicht nächſte Woche bei dem Herzog, Mr. Robarts?" ſagte der Biſchof zu Mark, bald nachdem ſie in den Salon getreten waren.

Beim Herzoge, dem eingefleiſchten Feinde der Menſchheit von Barſetſhire, als welchen Lady Luſton ihn betrachtete! Noch nie war es unſerm Helden eingefallen, zu dem Herzog gehen zu wollen, auch hatte er nicht gewußt, daß der Herzog im Begriff ſtände, Geſellſchaft zu empfangen.

„Nein, Mylord, ich glaube nicht, daß ich hingehen werde," antwortete er. „Ich habe überhaupt gar keine Bekanntſchaft mit dem Herzoge."

„Ah ſo, Das wußte ich nicht. Ich dachte mir blos, daß Sie dort ſein würden, weil Mr. Sowerby hingeht, eben ſo wie die Harold Smiths, und, wie ich glaube, Mr. Supplehouſe auch. Ein ganz vortrefflicher Mann iſt der Herzog, das heißt in Bezug auf

Alles, was die Interessen der Grafschaft betrifft," setzte der Bischof hinzu, denn es fiel ihm ein, daß der moralische Ruf des Herzogs nicht gerade der beste von der Welt war.

Und dann begann er einige Fragen über die Kirchenangelegenheiten von Framley zu thun, mit welchen sich ein gewisses Interesse an Framley Court mischte, als er plötzlich durch eine ziemlich laute Stimme unterbrochen ward, welcher er sofort Aufmerksamkeit schenkte.

„Bischof," sagte die ziemlich laute Stimme, und der Bischof trippelte über das Zimmer hinüber bis an die Lehne des Sophas, auf welchem seine Gattin saß. „Miß Dunstable glaubt, es werde ihr möglich sein, nachdem wir den Herzog verlassen haben, auf ein paar Tage zu uns zu kommen."

„Das soll mich sehr freuen," sagte der Bischof, indem er sich vor der herrschenden Dame des Tages tief verneigte, denn unsere Leser müssen wissen, daß Miß Dunstable die große Erbin dieses Namens war.

„Mistreß Proudie hat die Güte gehabt, zu sagen, sie wolle mich mit meinem Pudel, meinem Papagei und meinem wunderlichen alten Weibe aufnehmen."

„Ich sage Miß Dunstable, daß wir für jedes Mitglied ihres Gefolges vollauf Platz haben," sagte

Miſtreß Proudie, „und daß es uns durchaus keine Beſchwerde machen wird.“

„Die Mühe, die man ſich gern giebt, iſt keine ſolche zu nennen,“ ſagte der galante Biſchof, indem er ſich tief verbeugte und die Hand auf's Herz legte.

Mittlerweile hatte Mr. Fothergill ſich unſers Vicars bemächtigt.

Mr. Fothergill war Gentleman und Friedensrichter, bekleidete aber auf den Gütern des Herzogs von Omnium das Amt eines Intendanten. Sein Agent war er eigentlich nicht, daß heißt, er nahm ſeine Zinſen nicht ein, wohl aber „verwaltete“ er für ihn, empfing Leute, ging in der Grafſchaft herum, ſchrieb Briefe, unterſtützte das Wahlintereſſe, benutzte ſeine Popularität, wenn es dem Herzog zu viel Mühe machte, es ſelbſt zu thun, und war in der That unſchätzbar. Die Bewohner von Weſt-Barſetſhire pflegten oft zu ſagen, ſie wüßten nicht, wie der Herzog durchkommen wollte, wenn er nicht Mr. Fothergill zur Seite hätte. In der That, Mr. Fothergill war dem Herzog ſehr nützlich.

Er redete Mark freundlich an, und dieſer verneigte ſich und ſagte, er freue ſich, die Ehre zu haben, Mr. Fothergill's Bekanntſchaft zu machen.

„Ich bin,“ fuhr Mr. Fothergill fort, „von dem

Herzog von Omnium beauftragt, Ihnen zu sagen, wie sehr er sich freuen würde, wenn Sie vielleicht nächste Woche sich bei der Gesellschaft einfinden wollen, welche er in Hathemun Castle veranstalten will. Der Bischof wird auch da sein, so wie ziemlich die ganze Gesellschaft, welche Sie hier sehen. Der Herzog hätte Ihnen geschrieben, als er hörte, daß Sie in Chaldicotes wären; aber damals stand die Sache noch nicht so, daß der Herzog etwas Bestimmtes hätte äußern können, und er überließ es daher mir, Sie aufzusuchen und Ihnen zu sagen, wie sehr er sich freuen wird, Ihre Bekanntschaft in seinem eigenen Hause zu machen. Ich sprach darüber mit Sowerby," setzte Mr. Fothergill hinzu, „und er hofft, daß Sie im Stande sein werden, uns Ihre Gegenwart zu schenken."

Mark fühlte, daß sein Gesicht feuerroth ward, als dieser Vorschlag ihm gemacht wurde. Der Theil der Grafschaft, zu welchem nicht blos er, sondern auch seine Gattin und Alles gehörte, was ihn glücklich und angesehen machte, betrachtete den Herzog von Omnium mit Entsetzen und Abscheu, und nun hatte er geradezu eine Einladung in das Haus des Herzogs erhalten! Man machte ihm den Vorschlag, sich unter die Zahl der Freunde des Herzogs aufnehmen zu lassen!

Obschon es ihm aber in einem Sinne sonach leid that, daß der Vorschlag ihm gemacht ward, so war er doch in einem andern stolz darauf. Nicht jeder junge Mann, mag sein Beruf sein, welcher es wolle, kann ohne ein gewisses Gefühl von Erhebung freundschaftliche Eröffnungen von Herzögen empfangen.

Mark war übrigens dadurch, daß er reiche Leute kannte, emporgekommen, und hegte den sehnlichsten Wunsch, noch höher zu steigen. Ich will ihn nicht dadurch herabsetzen, daß ich ihn einen Glücksritter nenne, ohne Zweifel aber sagte ihm sein Gefühl, daß die angenehmsten Pfade für die Füße eines Geistlichen die seien, welche von den Großen der Erde betreten werden.

Nichtsdestoweniger lehnte er in dem ersten Augenblicke die Einladung des Herzogs ab. Er fühle sich sehr geschmeichelt, sagte er, die Pflichten seiner Gemeinde aber erheischten sofortige Rückkehr von Chaldicotes nach Framley.

„Sie brauchen mir heute Abend keine Antwort zu geben, wissen Sie," sagte Mr. Fothergill. „Ehe diese Woche um ist, besprechen wir die Sache mit Sowerby und dem Bischof. Es wäre jammerschade, Mr. Robarts, wenn Sie eine solche Gelegenheit, den Herzog kennen zu lernen, verabsäumen müßten."

Als Mark zu Bett ging, war er immer noch feſt entſchloſſen, nicht zu dem Herzog zu gehen, nichtsdeſtoweniger aber fühlte er, daß es wirklich ſchade wäre, wenn er es nicht thäte.

War es wohl im Grunde nothwendig, daß er Lady Luſton in allen Dingen gehorchte?

Viertes Kapitel.

Eine Gewissensache.

Ganz gewiß ist es sehr unrecht, sich nach etwas Unerlaubtem zu sehnen. Nichtsdestoweniger aber thun wir dies Alle. Man kann sagen, daß das Streben nach verbotenen Dingen das innerste Wesen des Uebels ist, in welches wir durch Adam's Fall gestürzt worden. Wenn wir beichten, daß wir Alle Sünder sind, so beichten wir, daß wir uns Alle nach gesetzlich unerlaubten Dingen sehnen.

Und der Ehrgeiz ist, wie Marcus Antonius schon vor langer Zeit gesagt hat, ein Laster — ein großes Laster, wenn er blos auf den eigenen Vortheil und nicht zugleich auch auf den Anderer gerichtet ist.

Aber wie Viele giebt es wohl unter uns, die nicht auf diese lasterhafte Weise ehrgeizig wären!

Und Nichts ist gemeiner und verwerflicher, als der Wunsch, vornehme Leute — ich sollte sagen, Leute von hohem Range — kennen zu lernen, und Nichts elender, als die Jagd nach Zehnten und die Anbetung des Reichthums. Wir wissen dies Alles und sagen es jeden Tag unsers Lebens.

Wir sehen uns zu diesen ziemlich abgenutzten Bemerkungen durch die Nothwendigkeit veranlaßt, eine gewisse Entschuldigung für die Stimmung ausfindig zu machen, in welcher der wohlehrwürdige Mark Robarts am Morgen nach seiner Ankunft in Chaldicotes erwachte.

Wir hoffen, daß seine Eigenschaft als Geistlicher uns nicht bestimmen wird, uns ungerechter Vorurtheile gegen ihn schuldig zu machen.

Geistliche sind denselben Leidenschaften unterworfen, wie andere Menschen, und erliegen denselben, so weit ich das Leben überschauen kann, in einer oder der andern Beziehung fast eben so häufig. Jeder Geistliche sollte pflichtgemäß eine persönliche Abneigung gegen ein Bisthum empfinden, aber wir glauben nicht, daß diese persönliche Abneigung in der Regel sehr stark ist.

Mark's erste Gedanken, als er an diesem Morgen erwachte, flogen zu Mr. Fothergill's Einladung zurück. Der Herzog hatte einen expressen Boten geschickt und

ſagen laſſen, wie ganz beſonders er, der Herzog, erfreut ſein würde, ſeine, des beſcheidenen Pfarrers, Bekanntſchaft zu machen.

Wie viel von dieſer Botſchaft von Mr. Fothergill's eigener Erfindung herrührte, daran dachte Mark Robarts nicht. Er hatte ein Amt ſchon in einer Zeit erhalten, wo andere junge Geiſtliche anfangen, an eine Hülfspredigerſtelle zu denken, und ſeine Stelle war eine ſo einträgliche, wie Prediger in mittleren Jahren in ihren Träumen als ein mögliches Paradies für ihre alten Tage betrachten.

Natürlich meinte er, daß alle dieſe guten Dinge das Reſultat ſeiner eigenen perſönlichen Verdienſte ſeien. Natürlich fühlte er, daß er ſich in vielen Dingen von anderen Geiſtlichen unterſcheide — daß er von Natur beſſer zum vertrauten Umgange mit hochgeſtellten Leuten geeignet, daß er höflicher und mit modernen, für einen jungen Geiſtlichen ſehr günſtigen Fähigkeiten ausgerüſtet ſei. Er war Lady Lufton für das, was ſie für ihn gethan, ſehr dankbar, aber dennoch vielleicht nicht ſo dankbar, als er hätte ſein ſollen.

Jedenfalls aber war er nicht Lady Lufton's Diener, und auch nicht ein Mal von ihr abhängig. Er hatte ſich dies ſchon bei vielen Gelegenheiten geſagt, und war ſo weit gegangen, ſeiner Gattin dieſelbe Idee

anzudeuten. In ſeinem Berufe als Dorfpfarrer mußte er in den meiſten Dingen Richter ſeiner eigenen Handlungen ſein, und in vielen war es auch ſeine Pflicht, Richter der Handlungen ſeiner Patronin zu ſein.

Der Umſtand, daß Lady Luſton ihm dieſe Stelle gegeben, konnte ſie keineswegs zu einer richtigeren Beurtheilerin ſeiner Handlungen machen. Dies ſagte er oft zu ſich ſelbſt, und eben ſo oft, daß Lady Luſton wirklich ein Gelüſt nach einem ſolchen Richterſtuhle hege.

Allerdings befand er ſich in Framley ſehr wohl, aber er konnte niemals hoffen, weiter zu kommen, wenn er ſich geſtattete, Lady Luſton als einen Popanz zu betrachten. Ließ er Lady Luſton und ihre Vorurtheile beiſeite, ſo blieb kein Grund übrig, aus welchem er die Einladung des Herzogs nicht hätte annehmen ſollen, wenigſtens konnte er keinen ſolchen Grund gewahren. Wenn irgend Jemand dieſe Sache beſſer verſtand, als er ſelbſt, ſo mußte es ſein Biſchof ſein, und es war klar, daß dieſer ihn in Gatherum Caſtle, dem Schloß des Herzogs, zu ſehen wünſchte.

Jetzt ſtand die Wahl ihm noch frei. Mr. Fothergill hatte dies ganz beſonders hervorgehoben, und ſeine letzte Entſcheidung ſtand daher noch in ſeiner eigenen Macht. Ein ſolcher Beſuch mußte ihm einiges Geld

koſten, denn er wußte, daß man vornehme Häuſer nicht ohne Aufwand beſuchen kann, und er hatte damals trotz ſeines guten Einkommens keinen ſonderlichen Ueberfluß an Geld. Er war dieſes Jahr mit Lord Luſton in Schottland geweſen, und vielleicht war es gerathen für ihn, nach Hauſe zurückzukehren.

Dann aber fiel ihm plötzlich ein, daß es ihm als Mann und als Prieſter gezieme, die Feſſeln zu ſprengen, welche er, wie er wohl fühlte, in Framley trug. War es nicht Thatſache, daß er im Begriff ſtand, dieſe Einladung aus purer Furcht vor Lady Luſton abzulehnen? Und wenn dem ſo war, durfte er ſich dann wohl von einem ſolchen Beweggrund leiten laſſen? Nein, es war vielmehr ſeine Pflicht, dieſes Gefühl abzuſchütteln.

Und von dieſem Geiſte beſeelt, erhob er ſich und kleidete ſich an.

Es war an dieſem Tage wieder eine Hetzjagd veranſtaltet, und da die Hunde ſich in der Nähe von Chaldicotes verſammeln und einige an der äußern Grenze des Reviers liegende Dickichte abſuchen ſollten, ſo wollten die Damen ſich in Wagen an Ort und Stelle begeben, und Mr. Robarts ſollte ſie zu Pferde geleiten. Es war überhaupt eine jener Jagden, welche mehr um der Damen, als um der Jäger willen veranſtaltet werden. Ernſte Jagdfreunde von geſetzten

Jahren finden dergleichen Jagden sehr langweilig, die jungen Leute aber lieben dieselben, weil sie dadurch Gelegenheit erhalten, mit ihrem Jagdcostüm zu glänzen und vielleicht einen kleinen Liebeshandel zu Pferde anzuspinnen.

Der Bischof hatte ebenfalls Lust gehabt, mit bei der Partie zu sein, wenigstens hätte er dies am Abend vorher gesagt, und man hatte ihm deßhalb einen Platz in einem der Wagen reservirt. Später aber hatte er die Sache mit seiner Gattin discutirt, und beim Frühstück erklärte er, daß er sich anders besonnen habe.

Mr. Sowerby war einer von den Leuten, von welchen man weiß, daß sie sehr arm sind — so arm, als Schulden einen Menschen machen können — die aber nichtsdestoweniger sich aller Luxusgenüsse erfreuen, welche das Geld verschaffen kann. Man glaubte allgemein, nur der Schutz, den er als Parlamentsmitglied genoß, erlaube ihm, in England außer dem Schuldgefängniß zu leben, und dennoch schien es, als nähmen seine Pferde und Wagen, seine Diener und sein sonstiges Gefolge kein Ende.

Er trieb dies nun schon seit vielen Jahren so, und Uebung, sagt man, macht den Meister.

Solche Bekanntschaften sind sehr gefährlich. Keine Cholera, kein gelbes Fieber, keine Blattern sind ansteckender, als Schuldenmachen. Wenn man fortwährend

unter Menſchen lebt, die ſich in Geldverlegenheit befinden, ſo wird man ſicherlich von ihrem Uebel auch befallen.

Niemand hatte dem Gemeinwohl in dieſer Beziehung mehr geſchadet, als Mr. Sowerby, dennoch aber trieb er das Spiel immer noch weiter, und am heutigen Morgen drängten ſich die Wagen und Roſſe an ſeinem Thore, als ob er eben ſo reich wäre, wie ſein Freund, der Herzog von Omnium.

„Robarts, lieber Freund," ſagte Mr. Sowerby, als ſie eine der Waldwieſen hinabritten — denn die Stelle, wo die Hunde zuſammenkamen, befand ſich vier bis fünf Meilen von dem Herrenhauſe in Chaldicotes — „reiten Sie einen Augenblick neben mir. Ich wünſche mit Ihnen zu ſprechen, und wenn ich zurückbleibe, ſo gelangen wir niemals zu den Hunden."

Mark, der ausdrücklich mitgeritten war, um die Damen zu escortiren, geſellte ſich daher zu Mr. Sowerby in ſeinem rothen Rocke.

„Lieber Freund," hob Mr. Sowerby wieder an, „Fothergill ſagt mir, daß Sie Anſtand nehmen, nach Gatherum Caſtle zu gehen."

„Allerdings wollte ich die Einladung ablehnen," antwortete Mart Robarts. „Sie wiſſen, ich bin nicht ein Mann des Vergnügens, wie Sie. Ich habe gewiſſe Pflichten zu erfüllen."

„Dummes Zeug," ſagte Mr. Sowerby, und ſah, indem er dies ſagte, dem jungen Geiſtlichen mit ſpöttiſchem Lächeln in's Geſicht.

„Das läßt ſich ſehr bald ſagen, Sowerby, und ich habe vielleicht auch nicht das Recht, zu erwarten, daß Sie mich verſtehen."

„O, ich verſtehe Sie recht wohl, aber dennoch ſage ich, es iſt dummes Zeug. Ich wäre ganz gewiß der Letzte, der Ihre Pflichtſkrupel lächerlich machen würde, wenn dieſe Unentſchloſſenheit von Ihrer Seite wirklich in einem ſolchen Skrupel ihren Grund hätten. Antworten Sie mir aber ehrlich: wiſſen Sie nicht, daß dies nicht der Fall iſt?"

„Ich weiß Nichts davon."

„O, ich glaube, Sie wiſſen es. Wenn Sie darauf beharren, dieſe Einladung zurückzuweiſen, geſchieht es dann nicht deßhalb, weil Sie fürchten, Lady Luſton zu erzürnen? Ich kann nicht begreifen, wie dieſe Frau im Stande iſt, Sie ſowohl als ihren Sohn am Gängelbande zu führen."

Mark Robarts ſtellte natürlich die Beſchuldigung in Abrede, und betheuerte, daß er nicht durch Furcht vor Lady Luſton bewogen werde, nach Hauſe zurückzukehren. Obſchon er aber dies mit Wärme verſicherte, ſo wußte er doch, daß dies keinen Effect machte. Sowerby lächelte blos und ſagte, der Beweis für die

Güte des Pudding werde blos durch das Essen desselben geliefert.

„Was nützt es, sich einen Hülfsprediger zu halten, wenn man dadurch nicht von dieser Plackarbeit erlöst wird?“ fragte er.

„Plackarbeit!“ wiederholte der junge Vicar. „Wenn ich ein Plackholz wäre, wie könnte ich dann heute hier sein?“

„Schauen Sie her, Robarts,“ entgegnete Mr. Sowerby. „Ich spreche vielleicht mehr mit der Energie eines alten Freundes, als die Umstände mich berechtigen, ich bin aber ein älterer Mann, als Sie, und da ich viel auf Sie halte, so kann ich es nicht gut mit ansehen, wie Sie das gute Spiel wegwerfen, welches Ihnen das Glück in die Hand gegeben.“

„O, was Das betrifft, Sowerby, so brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen, daß ich Ihre Güte zu schätzen weiß.“

„Wenn Sie,“ fuhr der Weltmann fort, „damit zufrieden sind, Ihr ganzes Leben in Framley zu bleiben und sich in dem Sonnenschein der verwittweten Lady zu wärmen, dann wird es Ihnen allerdings Nichts nützen, vielleicht den Kreis Ihrer Freunde zu erweitern; wenn Sie aber höhere Ideen haben, als diese, so würde ich es Ihnen sehr verdenken, wenn Sie die gegenwärtige Gelegenheit, bei dem Herzog zu

erſcheinen, unbenutzt ließen. Ich habe noch kein Beiſpiel von ihm erlebt, daß er gegen einen Geiſtlichen ſo zuvorkommend geweſen wäre, wie er ſich in dieſem Falle gezeigt hat."

„Ich bin ihm allerdings dafür zu großem Danke verpflichtet."

„Die Sache iſt die, daß Sie ſich, wenn Sie ſonſt wollen, in der Grafſchaft ſehr populär machen können; wenn Sie aber allen Befehlen der Lady Luſton gehorchen, ſo können Sie dies nicht thun, obſchon ich Lady Luſton für eine ſehr gute alte Frau halte."

„Das iſt ſie auch, Sowerby, und Sie würden es ſelbſt ſagen, wenn Sie ſie näher kennten."

„Ich bezweifle es durchaus nicht, aber es würde weder für mich, noch für Sie gerathen ſein, genau nach den Ideen dieſer Dame zu leben. In dem gegenwärtigen Falle wird der Biſchof der Diöceſe auch mit bei der Geſellſchaft ſein, und hat, glaube ich, Ihnen ſchon den Wunſch zu erkennen gegeben, Sie ebenfalls dabei zu ſehen."

„Ja, er fragte mich, ob ich käme."

„Sehr richtig, der Archidiaconus Grantley wird auch daſein."

„Wirklich?" fragte Mark. Damit wäre allerdings viel für ihn gewonnen geweſen, denn Archidia-

conus Grantley war ein alter vertrauter Freund von Lady Lufton.

„Ich hörte es von Fothergill," antwortete Sowerby. „Es wäre in der That sehr unrecht von Ihnen, wenn Sie nicht kämen, und ich sage es Ihnen geradezu, ja noch mehr, wenn Sie von Ihrer Amtspflicht sprechen, während Sie doch einen Hülfsprediger haben, so ist dies dummes Zeug."

Diese letzten Worte sprach Mr. Sowerby, während er über die Schulter zurückblickte und sich in den Steigbügeln emporrichtete, denn er hatte den Jagdmeister gesehen, der, von seinen Hunden umringt, jetzt auf ihn zugetrabt kam.

Während eines großen Theils des Tages ritt Mark, vom Zufalle geführt, neben Mistreß Proudie her, welche sich in ihrem Wagen zurücklehnte. Sie lächelte ihn fortwährend gnädig an, obschon ihre Tochter dies nicht thun wollte. Sie liebte es, einen Geistlichen zum Ritter zu haben, und da es augenscheinlich war, daß Mr. Robarts unter hübschen Leuten — vornehmen Wittwen, Parlamentsmitgliedern und andern Personen dieser Art — lebte, so war sie vollkommen bereit, ihn als eine Art Ehrenkaplan zu betrachten.

„Ich will Ihnen sagen, was Mistreß Harold Smith und ich mit einander ausgemacht haben," sagte Mistreß Proudie zu Mark Robarts. „Diese Vorlesung

in Barcheſter wird ſo ſpät am Sonnabend Abend ſtattfinden, daß Sie am Beſten thun werden, wenn Sie erſt mit bei uns ſpeiſen."

Mark verneigte ſich und dankte, indem er erklärte, daß er ſich glücklich ſchätzen werde, von dieſer Einladung Gebrauch zu machen. Selbſt Lady Luſton konnte Nichts dagegen einwenden, obſchon ſie keine ſonderliche Freundin von Miſtreß Proudie war.

„Die Damen werden in dem Hotel übernachten," fuhr die Gemahlin des Biſchofs fort. „Es wird auch für die Damen wirklich zu ſpät werden, als daß ſie ſich zu dieſer Jahreszeit auf den Nachhauſeweg machen könnten. Ich ſagte Miſtreß Harold Smith und auch Miß Dunſtable, daß wir für ſie Zwei jedenfalls Platz in unſerm Hauſe ſchaffen könnten. Sie wollen aber die andern Damen nicht gern verlaſſen und werden daher, wie geſagt, in dem Hotel übernachten. Sie aber, Mr. Robarts, wird mein Mann nimmermehr in dem Gaſthaus bleiben laſſen, und Sie werden daher mit einem Bett im biſchöflichen Palaſt fürlieb nehmen."

Dem jungen Vicar fiel ſofort ein, daß, da die Vorleſung Sonnabend Abend ſtattfinden ſollte, der nächſte Morgen Sonntag wäre, und daß er an dieſem Sonntage in Chaldicotes zu predigen verſprochen.

„Ich glaubte, die ganze Geſellſchaft würde noch

denſelben Abend wieder nach Hauſe zurückkehren," ſagte er.

„Allerdings hatte man dies beabſichtigt, aber Miſtreß Smith fürchtet ſich ſo ſehr."

„Ich würde dann den Sonntag früh wieder hierher zurückzukehren haben, Miſtreß Proudie."

„Ach, das wäre zu toll!" rief die Gattin des Biſchofs. „Niemand iſt eine größere Freundin der ſtrengen Sabbathfeier, als ich, und wenn ich in irgend einem Punkte eigenſinnig bin, ſo bin ich es in dieſem. Gewiſſe Werke aber ſind Werke der Nothwendigkeit, meinen Sie nicht auch, Mr. Robarts? und Sie müſſen am Sonntag Morgen nothwendig wieder in Chaldicotes ſein."

Somit war die Sache abgemacht. Miſtreß Proudie war in der Regel, was die Heilighaltung des Sabbaths betraf, ſehr feſt; wenn ſie aber mit Perſonen wie Miſtreß Harold Smith zu thun hatte, war es für ſie räthlich, ein Wenig nachzugeben.

„Sie können ja aufbrechen, ſobald der Tag zu grauen beginnt, wiſſen Sie, wenn Sie ſonſt wollen, Mr. Robarts," ſagte Miſtreß Proudie.

Die Jagd an und für ſich war nichts ſehr Beſonderes, dennoch aber war der Tag für die Damen ein ſehr angenehmer. Die Männer ritten die mit Gras bewachſenen Waldwege auf und ab, zuweilen in

der größtmöglichen Eile, als ob sie niemals schnell genug reiten könnten, und dann fuhren die Kutscher ebenfalls sehr rasch, obschon sie nicht wußten, weßhalb, denn rasche Bewegung ist ebenfalls eine ansteckende Krankheit. Plötzlich ritten die Jäger wiederum in einem förmlichen Leichenbitterschritt, wenn der Fuchs einen Haken geschlagen hatte, und die Hunde nicht sogleich wußten, was alte und was frische Spur war. Dann fuhr der Wagen auch langsam, und die Damen standen auf und plauderten. Und dann kam die Zeit zum Imbiß, und der Tag verging sehr angenehm.

„Also das nennt man eine Fuchsjagd, wie?" fragte Miß Dunstable.

„Ja, das ist eine Fuchsjagd," entgegnete Mr. Sowerby.

„Ich habe aber keinen der Herren Etwas thun sehen, was ich nicht auch thun könnte, ausgenommen daß ein junger Mann vom Pferde herunter in den Schlamm fiel, was gerade nicht meine Sache wäre."

„Aber es sind doch keine Arm- und Beinbrüche vorgekommen," bemerkte Mistreß Harold Smith.

„Es hat aber auch Niemand einen Fuchs gefangen," sagte Miß Dunstable. „Ich muß gestehen, Mistreß Smith, daß ich von den Belustigungen der Männer keine größere Meinung habe, als von ihren

Geſchäften. Ich werde mir künftig auch eine Meute halten."

„Ja, thun Sie dies, und ich werde Ihr Eintreiber ſein," entgegnete Mr. Sowerby. „Ich möchte wiſſen, ob Miſtreß Proudie ſich uns anſchließen würde."

„Ich werde heute Abend an den Herzog ſchreiben," ſagte Mr. Fothergill zu Mark, als ſie Alle mit einander nach dem Stallhofe hinaufritten. „Nicht wahr, ich kann ihm melden, daß Sie ſeine Einladung annehmen?"

„Ich muß geſtehen, der Herzog iſt ſehr gütig," ſagte Mark.

„Es liegt ihm ſehr viel daran, Sie kennen zu lernen — dies kann ich Ihnen verſichern," ſagte Fothergill.

Was konnte ein geſchmeichelter junger Narr von einem Geiſtlichen weiter thun, als ſagen, er werde kommen? Mark ſagte dies, und im Laufe des Abends wünſchte ſein Freund Mr. Sowerby ihm Glück, und der Biſchof neckte ſich mit ihm und ſagte, er hätte gleich gewußt, daß der Vicar ſich nicht ſo ſchnell von guter Geſellſchaft trennen würde, und Miß Dunſtable ſagte, ſie wolle ihn zu ihrem Kaplan machen, ſobald das Parlament Quackſalbern erlaube, ſolche Artikel zu führen — eine Anſpielung, welche Mark nicht

verſtand, bis er erfuhr, daß Miß Dunſtable die Eigenthümerin des berühmten Libanon-Oels war, welches ihr verſtorbener Vater erfunden, und womit er ein ſo ungeheures Vermögen erworben.

Miſtreß Proudie plauderte immer vertraulicher mit ihm, und zuletzt ſpendete ihm ſogar Miß Proudie ein Lächeln, als ſie erfuhr, daß er einer Einladung in das Schloß eines Herzogs würdig erachtet worden. Mit Einem Worte, es ſchien ihm mit Einem Male die ganze Welt offen zu ſtehen.

Dennoch aber konnte er an dieſem Abend innerlich nicht recht froh werden. Den nächſtfolgenden Morgen mußte er an Fanny ſchreiben, und er ſah ſchon im Geiſte den Ausdruck ſchmerzlichen Kummers auf Fanny's Stirn, wenn ſie las, daß ihr Gatte im Begriff ſtand, ein Gaſt des Herzogs von Omnium zu ſein.

Dann mußte er ſie auch bitten, ihm Geld zu ſchicken, und Geld war jetzt rar.

Was Lady Lufton betraf, ſo wußte er nicht recht, ob er ihr eine Meldung machen ſollte, oder nicht. In einem wie in dem andern Falle mußte er ihr den Krieg erklären. Aber hatte er nicht Lady Lufton Alles zu verdanken?

So kam es, daß er trotz aller Triumphe ſich

nicht in heiterer Gemüthsſtimmung zu Bett legen konnte.

Am nächſtfolgenden Tag, einem Freitag, hatte er noch nicht Luſt, die unangenehme Aufgabe des Schreibens vorzunehmen. Sonnabend war auch noch Zeit genug, und am Sonnabend Morgen, ehe ſie Alle nach Barcheſter aufbrachen, ſchrieb er wirklich. Sein Brief lautete, wie folgt:

„Chaldicotes, November 185—.

„Theure Fanny!

„Du wirſt überraſcht ſein, wenn ich Dir ſage, wie heiter wir hier Alle ſind und welche fernerweiten Zerſtreuungen wir noch zu hoffen haben. Die Arabins ſind nicht, wie Du vermutheteſt, bei unſerer Geſellſchaft, wohl aber die Proudies, wie Du ebenfalls vermutheteſt. Deine Vorausſetzungen ſind ſtets richtig. Und was wirſt Du denken, wenn ich Dir ſage, daß ich nächſten Sonnabend im biſchöflichen Palaſt übernachten werde? Du weißt, daß an dieſem Tage in Barcheſter eine Vorleſung gehalten werden wird. Natürlich müſſen wir Alle derſelben beiwohnen, weil Harold Smith, ein Mitglied unſerer Geſellſchaft hier, ſie hält. Nun aber können wir nicht dieſelbe Nacht wieder zurück, denn es iſt kein Mondſchein, und die Gemahlin des Biſchofs würde nicht erlauben, daß

mein prieſterliches Gewand durch Verweilen in einem Gaſthauſe beſudelt werde. Iſt dies nicht ſehr freundlich und rückſichtsvoll?

„Ich habe aber eine noch viel überraſchendere Neuigkeit für Dich, als dieſe iſt. Nächſte Woche wird eine große Geſellſchaft in Gatherum Caſtle ſtattfinden, und man hat mich beredet, die Einladung, welche der Herzog mir ausdrücklich ſendete, anzunehmen. Anfangs weigerte ich mich, aber Alle hier ſagten, es würde ſehr ſonderbar ſich ausnehmen, wenn ich dies thäte, und dann verlangten Alle den Grund meiner Weigerung zu kennen. Ich wußte in der That nicht, welchen Grund ich nennen ſollte. Der Biſchof geht auch mit und fand es ſehr ſeltſam, daß ich nicht mit hingehen wollte, da ich doch eingeladen war.

„Ich weiß, was mein gutes Weibchen denken wird, und ich weiß, daß ſie damit nicht zufrieden iſt. Ich muß aber meine Vertheidigung aufſchieben, bis ich aus dieſem Menſchenfreſſerlande wieder zu ihr zurückkehre, wenn ich nämlich lebendig von hier fortkomme.

„Doch Scherz beiſeite, Fanny, ich glaube, es wäre ſehr unrecht von mir geweſen, wenn ich mich hätte länger weigern wollen, da man mir ſo zuredete. Es hätte ausgeſehen, als wollte ich mir anmaßen,

Digitized by Google

über den Herzog zu Gericht zu ſitzen. Ich zweifle, daß es in der ganzen Diöceſe einen einzigen Geiſtlichen unter fünfzig Jahren giebt, der unter ſolchen Umſtänden dieſe Einladung zurückgewieſen hätte — ausgenommen Crawley, welcher den Wahnſinn ſo weit treibt, zu glauben, er begehe beinahe eine Sünde, wenn er außerhalb ſeines Sprengels nur einen Spaziergang macht. Ich muß in Gatherum Caſtle bis Sonntag über acht Tage bleiben, denn wir gehen erſt Freitag hin. Wegen der Amtsgeſchäfte hab' ich an Jones geſchrieben. Ich kann ihn entſchädigen, denn er wünſcht, wie ich weiß, zu Weihnacht nach Wales zu reiſen. Meine Wanderungen ſind dann alle vorüber, und er kann ein paar Monate wegbleiben, wenn er ſonſt Luſt hat.

„In der Sonntagsſchule kannſt Du wohl meine Klaſſe mit übernehmen; wenn es Dir aber zu viel wird, ſo laß die Knabenſchule von Miſtreß Podgens halten. Ich glaube überhaupt, dies wird am Beſten ſein.

„Lady Luſton wirſt Du natürlich von meinem Verbleiben in Kenntniß ſetzen. Sage ihr von mir, daß in Bezug auf den Biſchof, ſo wie in Bezug auf eine andere hochgeſtellte Perſon die Farbe vielleicht ein wenig zu dick aufgetragen worden iſt. Nicht als ob Lady Luſton jemals Gefallen an ihm finden könnte;

ſag' ihr aber, daß mein Beſuch bei dem Herzog für mich faſt eine Gewiſſensſache geworden iſt. Ich war nicht im Stande, meine Weigerung zu rechtfertigen, ohne geradezu eine Parteiſache daraus zu machen. Ich ſah, daß es heißen würde, ich dürfe nicht zu dem Herzog von Omnium gehen, weil ich aus Lady Luſton's Kirchſpiel käme. Und dies wäre mir ſehr unangenehm geweſen.

„Ich finde, daß ich noch ein wenig Geld brauchen werde, ehe ich hier abreiſe, fünf bis zehn Pfund — wir wollen ſagen zehn Pfund. Wenn Du nicht ſo viel entbehren kannſt, ſo laß es Dir von Davis geben. Er iſt mir weit mehr ſchuldig, als dies.

„Und nun bitte ich Gott, Dich zu ſegnen und in ſeinen Schutz zu nehmen, geliebtes Weib. Küſſe meine lieben Kinder von mir und gieb ihnen meinen Segen.

„Stets und immerdar

„Dein

„Mark Robarts."

Und dann ſchrieb er noch auf einen Zettel, den er um den vollgeſchriebenen Bogen herumwickelte:

„Mach' die Sache in Framley Court ſo glatt als möglich."

Wie vernünftig und unwiderleglich der Hauptinhalt von Mark's Brief auch ſein mochte, ſo lag doch in dieſer kurzen Nachſchrift der ganze Ausdruck ſeines Zögerns, ſeiner Schwäche, ſeines Zweifels und ſeiner Furcht.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Fünftes Kapitel.

Amantium irae amoris integratio.

Und nun, wenn der Leſer es erlaubt, wollen wir dem Briefträger mit dieſem Briefe nach Framley folgen, wo der Brief aber nicht ſo ſchnell anlangte, als man bei der kurzen Entfernung vermuthen ſollte.

Am Sonnabend aufgegeben, erreichte er nämlich am Sonntage Silverbridge und blieb hier bis Montag liegen, weil die Bewohner von Framley Sonntags keine Poſtſachen annahmen. Als dann am Montag früh — es war ein ſehr regneriger Vormittag — der Brief endlich im Pfarrhauſe abgegeben ward, war Fanny wiederum nicht zu Hauſe, denn ſie befand ſich, wie wir Alle wiſſen, bei Lady Lufton in Framley Court.

„Dieſer abſcheuliche Regen!“ ſagte der fröſtelnde Briefträger, als er den Brief und die Zeitung des Vicars abgab. Der Vicar war ein Mann von Welt und hielt den „Jupiter.“

„Kommt herein, Robin, und [illegible]t Euch ein Wenig,“ ſagte Jemima, die Köchin, indem ſie einen hölzernen Stuhl ein Wenig auf die Seite ſchob, aber ſo, daß er noch gut vor dem lodernden Küchenfeuer ſtand.

„Na, ich weiß nicht, ob es gerathen ſein wird. Die Bäume und Hecken ſcheinen Augen zu haben und erzählen von mir in Silverbridge, wenn ich nur ein Mal ſtehen bleibe, um eine Heidelbeere aufzuheben.“

„Hier ſind keine Bäume, keine Hecken und auch keine Heidelbeeren. Deßhalb ſetzt Euch nur nieder und wärmt Euch. Hier habt Ihr auch etwas Beſſeres, als Heidelbeeren,“ ſagte die Köchin, indem ſie ihm eine Taſſe Thee und ein geröſtetes Butterbrod reichte.

Der Briefträger nahm das Dargebotene, ſetzte ſeinen triefenden Hut auf den Fußboden und bedankte ſich bei der Köchin. Er paſſirte im Laufe ſeiner täglichen Wanderungen alle Mal erſt die Poſtexpedition in Framley, dann das Hinterthor von Framley Court und dann das Haus des Vicars, ſo daß an dieſem naſſen Morgen Jemima, die Köchin, ſich nicht ſeiner bedienen konnte, um dieſen Brief zurück an ihre Herrin

zu transportiren, denn Robin hatte noch ein Dorf zu begehen, welches seine Briefe erwartete.

„Aber warum habt Ihr den Brief nicht gleich auf dem Schlosse mit abgegeben?“ fragte Jemima. „Ihr wißt d[illegible]aß meine Herrin dort ist.“

Robin setzte ihr hierauf sehr höflich auseinander, daß er seiner Instruction gemäß seine Briefe stets in den Häusern abzugeben habe, welche darauf bezeichnet seien, möge der Adressat sein, wo er wolle. Er führte zur Unterstützung seiner Behauptung die betreffenden Stellen seiner Instruction wörtlich an, erreichte aber damit nicht viel, denn die Köchin nannte ihn einen Esel, und Robin hätte ganz entschieden den Kürzern gezogen, wenn nicht der Gärtner dazu gekommen wäre und seine Partie genommen hätte.

„Diese Frauensleute wissen Nichts und verstehen Nichts,“ sagte der Gärtner. „Gebt den Brief her. Ich will ihn zur Herrin besorgen. Es ist der erste, den sie bekommt.“

Und damit ging Robin, der Briefträger, den einen Weg und der Gärtner den andern. Letzterer ergriff stets begierig jeden Vorwand, um in den Schloßgarten hinaufgehen zu können, selbst an einem so nassen Tage, wie dieser.

Fanny Robarts saß eben mit ihrer Freundin Justinia im Salon am Kaminfeuer, als ihr der Brief

ihres Gatten gebracht ward. Die für das Schloß eingegangenen Poſtſachen waren beim Frühſtück beſprochen worden, aber dies war nun beinahe eine Stunde her, und Lady Lufton befand ſich jetzt ihrer Gewohnheit gemäß in ihrem Zimmer, um ihre Briefe zu ſchreiben und ihre ſonſtigen Angelegenheiten zu beſorgen; denn Lady Lufton war eine Frau, welche ſelbſt ihre Rechnungsbücher führte, und ſich auf Geſchäfte faſt eben ſo gut verſtand, als Harold Smith.

Sie hatte an dieſem Morgen auch einen Brief empfangen, der ihr nicht wenig mißfallen hatte. Worin dieſes Mißfallen ſeinen Grund hatte, dies wußten weder Fanny, noch Juſtinia. Sie hatten blos geſehen, wie Lady Lufton beim Frühſtück plötzlich die Stirn runzelte, einen ominös ausſehenden Brief, ohne davon zu ſprechen, in die Taſche ſchob und unmittelbar nach Beendigung des Frühſtücks das Zimmer verließ.

„Es muß etwas Unangenehmes vorgefallen ſein," ſagte Sir Georg.

„Mama beunruhigt ſich ſo ſehr wegen Ludovic's Geldangelegenheiten," ſagte Juſtinia.

Ludovic war Lord Lufton — Ludovic Lufton, Baron Lufton von Lufton, in der Grafſchaft Oxfordſhire.

„Und dennoch glaube ich nicht, daß Lufton viel auf Abwege geräth," ſagte Sir Georg, indem er mit langſamen Schritten das Zimmer verließ. „Wir

wollen," ſagte er noch, „unſere Abreiſe bis auf Morgen verſchieben, Juſty; vergiß aber nicht, daß ſie dann mit dem erſten Zuge geſchehen muß."

Juſtinia ſagte, ſie werde es nicht vergeſſen, und ging dann mit Fanny in den Salon, und hier empfing Letztere ihren Brief.

Als Fanny denſelben las, konnte ſie ſich anfangs es gar nicht als möglich denken, daß ihr Gatte, der Geiſtliche von Framley, der Hausfreund von Lady Lufton, einen mehrtägigen Beſuch bei dem Herzog von Omnium machen wolle, denn in Framley Court ward es als eine unumſtößliche Wahrheit betrachtet, daß der Herzog und Alles, was zu ihm gehörte, anſtößig und verdammlich ſei.

Er war ein Whig, er war ein Hageſtolz, er war unmoraliſch in jeder Beziehung, er war ein Verächter der Kirche, ein Verführer der Jugend, ein geſchworner Feind junger Frauen, ein Verſchlinger des Erbtheils kleiner Leute, ein Mann, den Mütter um ihrer Söhne, und Schweſtern um ihrer Brüder willen fürchteten, ja noch ſchlimmer, den Väter Urſache hatten, um ihrer Töchter, und Brüder, um ihrer Schweſtern willen zu fürchten; ein Mann, der mit ſeinem Anhang von Lady Lufton und ihrem Anhang ſo fern bleiben mußte, wie der Südpol vom Nordpol.

Hierbei darf man nicht vergeſſen, daß alle dieſe

ſchlimmen Dinge von Fanny vollſtändig geglaubt wurden. War es wirklich möglich, daß ihr Gatte in den Hallen Apollyon's weilen, daß er ſich unter die Fittige dieſes leibhaften Lucifer begeben wollte? Eine Wolke des Kummers ließ ſich auf ihr Antlitz nieder, und dann las ſie den Brief noch ein Mal ſehr langſam durch, ohne die verrätheriſche Nachſchrift zu überſehen.

„O Juſtinia!“ ſagte ſie endlich.

„Wie? Haſt auch Du ſchlimme Nachrichten erhalten?“

„Ich weiß kaum, wie ich Dir erzählen ſoll, was geſchehen iſt. Da! Es wird am Beſten ſein, wenn Du es ſelbſt lieſeſt,“ ſagte Fanny, indem ſie Lady Meredith den Brief ihres Gatten reichte, dabei aber die Nachſchrift zurückbehielt.

„Aber was um's Himmels willen wird meine Mutter nun ſagen?“ rief Juſtinia, indem ſie den Brief wieder zuſammenfaltete und in das Couvert ſteckte.

„Was ſoll ich thun, Juſtinia? Soll ich es Deiner Mutter ſagen?“ fragte Fanny.

Und nun ſteckten die beiden jungen Frauen die Köpfe zuſammen und überlegten, wie ſie am Beſten Lady Luſton's Zorn beſchwichtigen könnten.

Es war verabredet worden, daß Fanny nach dem

Imbiß in das Pfarrhaus zurückkehren ſollte, und ſie beſtand auch noch auf dieſer Abſicht, als entſchieden ward, daß die Merediths noch eine Nacht dableiben ſollten. Juſtinia rieth nun ihrer Freundin, dieſe Abſicht auszuführen, ohne Etwas von den furchtbaren Gräuelthaten ihres Gatten zu ſagen, und dann, ſobald ſie das Pfarrhaus erreicht hätte, den Brief an Lady Lufton zu überſenden.

„Mama wird niemals erfahren, daß Du ihn hier erhalten," ſetzte Lady Meredith hinzu.

Damit aber wollte Fanny ſich nicht einverſtanden erklären. Ein ſolches Verfahren erſchien ihr feig. Sie wußte, daß ihr Gatte unrecht handelte, ſie fühlte, daß er es ſelbſt wußte; aber dennoch war es nothwendig, daß ſie ihn vertheidigte. Wie furchtbar auch der Sturm ſein mochte, ſo mußte er über ihr eigenes Haupt hereinbrechen.

Deßhalb ging ſie ſofort hinauf und pochte an die Thür von Lady Lufton's Privatzimmer, und während ſie dies that, kam Juſtinia hinter ihr her.

„Herein!" ſagte Lady Lufton, und ihre Stimme klang eben nicht ſanft und angenehm.

Als die beiden Freundinnen eintraten, ſahen ſie Lady Lufton an ihrem kleinen Schreibtiſch ſitzen. Ihr Kopf ruhte auf ihrer Hand, und der Brief, welchen ſie dieſen Morgen erhalten, lag aufgeſchlagen auf dem

Tiſche vor ihr. Es waren eigentlich zwei Briefe, einer von einem Advocaten in London an ſie ſelbſt, und ein zweiter von ihrem Sohn an dieſen Advocaten. Wir brauchen blos noch zu erwähnen, daß der Gegenſtand dieſer Briefe der ſofortige Verkauf jenes vereinzelten Theils der Herrſchaft Luſton in Oxfordſhire war, wovon Mr. Sowerby ein Mal geſprochen. Lord Luſton hatte dem Advocaten geſchrieben, daß der Verkauf ſofort abgeſchloſſen werden müſſe, und hinzufügt, daß ſein Freund Robarts ſeiner Mutter die ganze Sache bereits auseinander geſetzt haben würde.

Der Advocat hatte demgemäß, wie unumgänglich nothwendig war, an Lady Luſton geſchrieben, dieſe aber hatte bis jetzt unglücklicher Weiſe noch kein Wort von dieſem Handel gehört.

Der Verkauf eines Familienbeſitzthums war in ihren Augen etwas Entſetzliches. Die Thatſache, daß ein junger Mann mit fünfzehn bis zwanzigtauſend Pfund jährlich noch Zuſchuß verlangte, war ebenfalls entſetzlich; daß ihr eigener Sohn nicht ſelbſt an ſie geſchrieben, war entſetzlich, und eben ſo war es entſetzlich, daß ihr Günſtling, der Geiſtliche, den ſie hierher gezogen, damit er der Freund ihres Sohnes ſei, bei dieſer Sache die Hand mit im Spiele hatte, daß er davon wußte, während ſie nicht davon unterrichtet war, daß er als Zwiſchenträger und Werkzeug bei den

ſchlechten Streichen ihres Sohnes verwendet werden ſollte.

Es war Alles entſetzlich, und Lady Luſton ſaß mit umwölkter Stirn und unruhigem Herzen da.

Was unſern armen Vicar betraf, ſo können wir ſagen, daß er in dieſer Sache ſchuldlos war, ausgenommen, daß es ihm bis jetzt an dem nöthigen Muth gefehlt hatte, um den Auftrag ſeines Freundes auszuführen.

„Was giebt's, Fanny?“ fragte Lady Luſton, als die Thür ſich öffnete. „Ich wäre in einer halben Stunde wieder hinunter gekommen, wenn Du mich brauchteſt, Juſtinia.“

„Fanny hat einen Brief empfangen, der es ihr wünſchenswerth erſcheinen läßt, ſofort mit Dir zu ſprechen,“ ſagte Lady Meredith.

„Was für einen Brief, Fanny?“

Die arme Fanny wußte nicht ſogleich, was ſie thun ſollte. Sie hielt den Brief in der Hand, getraute ſich aber noch nicht, ihn Lady Luſton zu überreichen.

„Einen Brief von Mark,“ ſagte ſie.

„So. — Wahrſcheinlich will er noch eine Woche in Chaldicotes bleiben. Ich für meine Perſon habe Nichts dagegen,“ antwortete Lady Luſton in durchaus nicht freundlichem Tone, denn ſie dachte an jenes Grundſtück in Oxfordſhire. Niemand konnte weniger

habgierig ſein, als Lady Lufton, der Verkauf eines Theils des alten Familienbeſitzthums kam ihr aber vor, als ſolle ſie einen Theil ihres eigenen Herzblutes hergeben.

„Hier iſt der Brief, Lady Lufton. Es wird am Beſten ſein, wenn Sie ihn ſelbſt leſen," ſagte Fanny, indem ſie ihr den Brief überreichte, aber die Nachſchrift wieder zurückbehielt. Sie hatte den Brief wiederholt geleſen, wußte aber doch nicht, ob ihr Gatte beabſichtigte, daß ſie denſelben zeige. Aus der Art und Weiſe, wie er ſich zu rechtfertigen ſuchte, ſchloß ſie allerdings, daß dies ſeine Abſicht geweſen ſei. Auf jeden Fall ſagte er zu ſeiner Vertheidigung mehr, als ſie für ihn ſagen konnte, und deßhalb war es wahrſcheinlich das Beſte, wenn Lady Lufton den Brief ſelbſt las.

Lady Lufton ergriff den Brief und las ihn, und ihr Geſicht ward immer finſterer und finſterer. Sie war gegen den Schreiber des Briefs ſchon eingenommen, ehe ſie zu leſen begann, und jedes Wort des Briefes trug dazu bei, ſich ihm noch entfremdeter zu fühlen.

„Ah, er will den Biſchof und deſſen Familie beſuchen — ſchön, ſchön! er muß ſeine Freunde ſelbſt wählen. Harold Smith wird auch mit dabei ſein! Es iſt ſchade, liebes Kind, daß er Miß Proudie nicht geſehen hat, ehe er Dich kennen lernte, dann wäre er

vielleicht mit der Zeit Kaplan des Biſchofs geworden. Nach Gatherum Caſtle will er auch! Wie, ſehe ich recht? Dann ſage ich Dir gerade heraus, Fanny, daß ich Nichts mehr mit ihm zu thun haben mag."

„O Lady Lufton, ſagen Sie Das nicht!" rief Fanny mit Thränen in den Augen.

„Mama, Mama, ſprich nicht ſo!" bat Juſtinia.

„Aber was ſoll ich ſonſt ſagen?" entgegnete Lady Lufton. „Ich muß auf dieſe Weiſe ſprechen. Du wirſt doch nicht wünſchen, daß ich lüge. Ein Mann muß für ſich ſelbſt wählen, aber er kann nicht mit zwei verſchiedenen Gattungen von Leuten leben, wenigſtens nicht, wenn ich zu der einen, und der Herzog von Omnium zu der andern gehört. Der Biſchof geht auch hin! Wenn es irgend Etwas giebt, was ich haſſe, ſo iſt es Heuchelei."

„Darin liegt aber keine Heuchelei, Lady Lufton," bemerkte Fanny.

„Aber ich ſage Dir, es liegt Heuchelei darin, Fanny!" rief Lady Lufton. „Wie ſonderbar! Er will ſeine Vertheidigung aufſchieben. Warum braucht ein Mann ſich gegen ſeine Frau zu vertheidigen, wenn er auf redliche, unverfängliche Weiſe handelt. Seine eigenen Worte verdammen ihn. ‚Es wäre unrecht von mir, wenn ich wegbleiben wollte,' ſagt er. Will vielleicht Eine von Euch behaupten, Mr. Robarts

würde es wirklich für unrecht gehalten haben, dieſe Einladung abzulehnen? Ich ſage, Das iſt Heuchelei. Es giebt kein anderes Wort dafür."

Fanny, welche geweint hatte, trocknete mittlerweile ihre Thränen und machte ſich kampffertig. Lady Lufton's übertriebene Strenge gab ihr Muth. Sie wußte, daß es ihr gezieme, für ihren Gatten zu kämpfen, wenn er auf dieſe Weiſe angegriffen ward. Wäre Lady Lufton in ihren Anſichten gemäßigt geweſen, ſo würde Fanny kein Wort zu entgegnen gewußt haben.

„Mark kann unüberlegt gehandelt haben," ſagte ſie, „aber ein Heuchler iſt er nicht."

„Schon gut, liebes Kind, Du weißt Das wahrſcheinlich beſſer, als ich, mir aber ſieht es ganz wie Heuchelei aus. Was meinſt Du, Juſtinia?"

„O, Mama, mäßige Dich doch!" bat Lady Meredith.

„Ich ſoll mich mäßigen? Das iſt bald geſagt, aber wie ſoll man ſeine Gefühle mäßigen, wenn man hintergangen wird?"

„Sie werden doch nicht ſagen wollen, Mark habe Sie hintergangen, Lady Lufton?" rief Fanny.

„O nein, durchaus nicht," entgegnete die Lady, und las dann weiter:

„‚Es hätte ausgeſehen, als wollte ich mir anmaßen, über den Herzog zu Gericht zu ſitzen.' Könnte

er nicht unter dieſem Vorwand ſelbſt in das übelberüchtigtſte Haus im ganzen Königreich gehen? — In dieſem Sinne müſſen wir Alle über einander zu Gericht ſitzen. Er erwähnt auch Crawley. Ach, wenn er Mr. Crawley ein Wenig ähnlicher wäre, ſo wäre dies für mich, für die Gemeinde und auch für Dich, liebes Kind, ſehr gut. Gott verzeihe mir, daß ich Mark Robarts zum Geiſtlichen dieſer Gemeinde gemacht habe — weiter ſage ich Nichts."

„Lady Luſton," rief Fanny wieder, „ich muß nochmals ſagen, daß Sie ſich ſehr hart über ihn ausſprechen — ſehr hart. Von einer ſolchen Freundin hätte ich dies nicht erwartet."

„Liebes Kind, Du ſollteſt mich nun genau genug kennen, um überzeugt zu ſein, daß ich frei mit der Sprache herausgehe," entgegnete Lady Luſton. „Er hat an Jones geſchrieben — ja, ja — an den armen Jones zu ſchreiben, iſt ſehr leicht. Er thäte beſſer, er ſchriebe nochmals an Jones, und erſuchte ihn, das ganze Amt zu übernehmen. Dann kann er gehen und des Herzogs Hauskaplan werden."

„Ich glaube, Mark thut ſeine Pflicht ſo gut, wie irgend ein anderer Geiſtlicher in der Diöceſe," rief die Gattin des Vicars, indem ſie wieder in Thränen ausbrach.

„Und Du ſollſt ſeine Arbeit in der Schule über-

nehmen — Du und Miſtreß Podgens. Wenn er aber ſeinen Hülfsprediger und ſeine Frau und Miſtreß Podgens hat, ſo ſehe ich gar nicht ein, weßhalb er überhaupt wiederzukommen braucht."

„O Mama," bat Juſtinia, „ſei doch nicht ſo unfreundlich gegen die arme Fanny."

„Laß mich doch zu Ende leſen — ich bin ſogleich fertig. — ‚Lady Luſton wirſt Du von meinem Verbleiben in Kenntniß ſetzen.' Er hat alſo nicht geglaubt, daß Du mir dieſen Brief zeigen wirſt."

„Nicht?" ſagte Fanny, indem ſie, obſchon vergebens, die Hand ausſtreckte, um den Brief zurückzunehmen. „Ich glaubte, es wäre ſo am Beſten."

„Wenigſtens wird es gut ſein, wenn ich nun vollends zu Ende leſe," fuhr die Lady fort. „Was ſehe ich? Wie kann er ſich unterſtehen, unfeine Witzworte über mich fallen zu laſſen? Allerdings werde ich an Doctor Proudie niemals Gefallen finden, und habe dies auch nie erwartet. Es wäre eine Gewiſſensſache für ihn? — Gut, gut, gut. Hätte ich es nicht ſelbſt geleſen, ſo würde ich es nicht von ihm geglaubt haben; unter keiner Bedingung hätte ich es geglaubt. ‚Ich ſah,' ſchreibt er, ‚daß es heißen würde, ich dürfe nicht zu dem Herzog von Omnium gehen, weil ich aus Lady Luſton's Kirchſpiel käme.' Das iſt ſehr richtig. Leute, die für mein Kirchſpiel ſich eignen, eignen ſich

nicht für das Haus des Herzogs von Omnium, und ich hätte geglaubt, daß Mr. Robarts von diesem Bewußtsein mehr durchdrungen wäre, als sonst Jemand in unserer Gemeinde. Ich bin getäuscht worden — das ist Alles."

„Er hat Nichts gethan, um Sie zu täuschen, Mylady," sagte Fanny.

„Ich will nur hoffen, daß er nicht auch Dich getäuscht hat, liebes Kind. ‚Noch etwas Geld.' Ja, ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß er mehr Geld brauchen wird. Hier hast Du Deinen Brief, Fanny. Es thut mir sehr leid. Weiter kann ich Nichts sagen."

Und mit diesen Worten faltete sie den Brief zusammen und gab ihn Fanny zurück.

„Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen denselben zu zeigen," sagte die Gattin des Vicars.

„Darauf wäre weiter nicht Viel angekommen — erfahren mußte ich es doch."

„Er bittet mich ausdrücklich, es Ihnen zu sagen."

„Nun ja, in einer solchen Sache hätte er mich nicht wohl im Dunkeln lassen können. Er konnte nicht sein Amt vernachlässigen und sich bei dem Herzog von Omnium in Gesellschaft von Spielern und Ehebrechern herumtreiben, ohne daß ich Etwas davon erführe."

Nun war Fanny's Kelch voll, voll zum Ueberfließen. Als sie diese Worte hörte, dachte sie nicht

mehr an Lady Lufton oder Juſtinia, ſondern blos noch an ihren Gatten. Sie bedachte, daß er ihr Gatte, und trotz aller ſeiner Fehler ein guter und liebender Gatte war, und ſie bedachte auch die zweite Thatſache, daß ſie ſein Weib war.

„Lady Lufton," ſagte ſie, „Sie vergeſſen ſich, wenn Sie auf dieſe Weiſe von meinem Manne ſprechen."

„Wie!" rief die Lady, „Du zeigſt mir einen ſolchen Brief, und ich ſoll Dir nicht ſagen, was ich denke!"

„Allerdings nicht, wenn Sie ſo Etwas denken. Selbſt Sie haben nicht das Recht, auf dieſe Weiſe zu mir zu ſprechen, und ich will es nicht hören."

„Larifari!"

„Ob er recht thut, oder nicht, wenn er das Haus des Herzogs von Omnium beſucht, darüber will ich mir kein Urtheil anmaßen. Er iſt der Richter ſeiner eigenen Handlungen. Sie aber ſind dies eben ſo wenig, als ich."

„Und wenn Du endlich kein Geld mehr haſt, um die Rechnung des Fleiſchers zu bezahlen, oder Schuhe für die Kinder zu kaufen, wer wird dann Richter ſein?"

„Sie, Mylady, immer noch nicht. Wenn ſo ſchlimme Tage jemals kommen ſollten — und weder

Sie, noch ich, haben ein Recht, dies zu erwarten — ſo komme ich in meiner Noth doch ganz gewiß nicht zu Ihnen — nicht, nachdem Sie mir geſagt, was ich ſo eben von Ihnen habe hören müſſen."

„Schon gut, liebes Kind, Du kannſt zu dem Herzog von Omnium gehen, wenn Dir Das beſſer zuſagt."

„Fanny, komm', wir wollen gehen," ſagte Lady Meredith. „Warum willſt Du meine Mutter zum Zorne reizen?"

„Ich will ſie nicht zum Zorne reizen, aber ich kann meinen Gatten auch nicht auf dieſe Weiſe ſchmähen hören, ohne das Wort für ihn zu ergreifen. Wenn ich ihn nicht vertheidige, wer ſoll es ſonſt thun? Lady Luſton hat fürchterliche Dinge von ihm geſagt, die alle nicht wahr ſind."

„O Fanny!" rief Juſtinia.

„Laß es nur gut ſein, Juſtinia," ſagte Lady Luſton. „Das iſt der Dank, den man bekommt."

„Ich weiß nicht, was Sie damit ſagen wollen, Lady Luſton," hob Fanny wieder an; „aber wünſchen Sie vielleicht, daß ich ruhig dabeiſtehe und ſolche Dinge von meinem Gatten ſprechen höre? Er hat nicht mit ſolchen Leuten Umgang, wie Sie genannt haben. Er vernachläſſigt ſeine Pflichten nicht. Wenn jeder Geiſtliche ſo viel in ſeiner Gemeinde wäre, wie er, ſo wäre

es gut, und wenn er ein Haus wie das des Herzogs von Omnium besucht, so macht es einen großen Unterschied, wenn er in Begleitung des Bischofs dahin geht."

„Also wenn der Bischof ein Kumpan des Teufels wäre, so könnte Mr. Robarts sich ihnen beigesellen und mit ihnen die drei Grazien vorstellen, nicht wahr, Justinia?" rief Lady Lufton und lachte bitter über ihren eigenen Witz.

„Ich kann wohl nun gehen, Lady Lufton?" fragte Fanny.

„Ja wohl, versteht sich, liebes Kind."

„Es thut mir leid, Sie gegen mich erzürnt zu haben; aber ich kann nicht zugeben, daß Jemand Etwas gegen Mark sage, ohne diesen zu vertheidigen. Sie sind sehr ungerecht gegen ihn gewesen, und obschon Sie mir es übel nehmen, so kann ich doch nicht umhin, es Ihnen zu sagen."

„Aber das ist ein Wenig zu arg, Fanny," sagte Lady Lufton. „Du hast mich eine halbe Stunde lang ausgescholten, weil ich Dir zu diesem neuen Freunde, den Dein Mann sich erworben, nicht Glück wünschen wollte, und nun fängst Du wieder von vorn an. Das ist mehr, als ich ertragen kann. Wenn Du mir sonst nichts Besonderes zu sagen hast, so bitte ich Dich, mich zu verlassen."

Und Lady Lufton's Geſicht war, indem ſie dies ſagte, unbeugſam, ſtreng und ſchroff.

Auf dieſe Weiſe war Fanny noch niemals von ihrer alten Freundin angeredet worden; es hatte überhaupt noch nie Jemand ſo mit ihr geſprochen, und ſie vermochte kaum, ſich aufrecht zu halten.

„Gut, gut, Mylady," ſagte ſie; „ich will gehen. Leben Sie wohl."

„Adieu," ſagte Lady Lufton, wendete ſich wieder nach ihrem Tiſch herum und begann ihre Papiere zu ordnen. Noch nie zuvor hatte Fanny Framley Court verlaſſen, um in ihr Pfarrhaus zurückzukehren, ohne von Lady Lufton mütterlich umarmt zu werden. Jetzt mußte ſie gehen, ohne auch nur einen Händedruck zu empfangen. War es ſo weit gekommen, daß abſolut ein Zwiſt — ein Zwiſt für immer — zwiſchen ihnen entſtanden war?

„Fanny geht," Mama," ſagte Juſtinia. „Sie wird zu Hauſe ſein, ehe Du wieder in den Salon hinunterkommſt."

„Das kann ich weiter nicht ändern, liebe Tochter. Fanny kann thun, wie ihr beliebt. Ich bin nicht der Richter ihrer Handlungen. Dies hat ſie mir ja ſo eben ſelbſt geſagt."

Fanny hatte Nichts der Art geſagt, aber ſie war viel zu ſtolz, um dieſe Unwahrheit zu rügen. Deßhalb

ging sie leise und langsam zur Thür hinaus, und Justinia folgte ihr, nachdem sie versucht, was sie durch ein versöhnliches Geflüster mit ihrer Mutter ausrichten könnte. Ach leider war das versöhnliche Geflüster gänzlich erfolglos.

Die beiden Freundinnen sagten Nichts, während sie die Treppe hinunter gingen. Als sie aber wieder in den Salon traten, sahen sie einander verstört und entsetzt in's Gesicht.

Was sollten sie nun thun? Von einer solchen Tragödie hatten sie nicht die entfernteste Ahnung gehabt. War es in der That möglich, daß Fanny Robarts aus Lady Lufton's Haus als erklärte Feindin fortging — sie, die vor ihrer Vermählung sowohl, als seit derselben, fast wie eine Adoptivtochter des Hauses behandelt worden?

„O Fanny, warum antwortetest Du meiner Mutter auf diese Weise?" sagte Lady Meredith. „Du sahst, daß sie ärgerlich war. Sie hatte, abgesehen von Deinem Manne, noch andere beunruhigende Gedanken im Kopfe."

„Aber würdest Du nicht auch einem Jeden antworten, der sich einen Angriff auf Sir Georg erlaubte?"

„Nein, wenigstens nicht meiner eigenen Mutter.

Ich würde ſie ſagen laſſen, was ihr beliebte, und es Sir Georg überlaſſen, ſich ſelbſt zu vertheidigen."

„Ja, mit Dir iſt es etwas Anderes. Du biſt ihre Tochter, und Sir Georg — auf dieſe Weiſe ſich über ihn auszuſprechen, würde Deine Mutter ſich nicht erlauben."

„O doch! Ganz gewiß würde ſie es thun, wenn es ihr ſonſt beliebte. Es thut mir leid, daß ich Dich zu ihr hinaufgeführt habe."

„Aber es iſt eben ſo gut, daß Alles vorüber iſt, Juſtinia," entgegnete Fanny. „Da ſie auf dieſe Weiſe über Mark denkt, ſo iſt es gut, wenn man es weiß. Trotz Allem, was ich ihr zu danken habe, und trotz meiner Liebe zu Dir werde ich doch nie wieder dieſes Haus betreten, wenn ich meinen Gatten ſchmähen hören ſoll — dieſes Haus eben ſo wenig, als ein anderes."

„Beſte Fanny, wir wiſſen Alle, was geſchieht, wenn zwei Erzürnte an einander gerathen."

„Ich war nicht erzürnt, als ich zu ihr hinauf=ging, nicht im Mindeſten."

„Es kann Nichts nützen, zurückzuſchauen. Was ſollen wir nun thun, Fanny?"

„Ich glaube, das Beſte, was ich thun kann, iſt, nach Hauſe zu gehen," ſagte Miſtreß Robarts. „Ich

will meine Sachen zusammenpacken und dieselben dann durch James abholen lassen."

„Warte bis nach dem Imbiß, und dann wirst Du Dich überwinden können, meine Mutter zu küssen, ehe Du uns verlässest."

„Nein, Justinia, ich kann nicht warten. Ich muß meinem Manne mit der nächsten Post antworten und mir vorher überlegen, was ich ihm schreiben soll. Hier könnte ich diesen Brief nicht schreiben, und die Post geht um vier Uhr ab."

Mit diesen Worten erhob sich Fanny von ihrem Stuhl und schickte sich an, Abschied zu nehmen.

„Ich komme vor dem Diner zu Dir," sagte Justinia, „und wenn ich Dir gute Nachrichten mitbringen kann, so hoffe ich, daß Du mit mir hierher zurückkehren wirst. Von Framley abzureisen und Dich und meine Mutter in Feindschaft mit einander zu verlassen, davon kann bei mir keine Rede sein."

Fanny gab hierauf keine Antwort, und wenige Minuten später war sie in ihrer Kinderstube, küßte ihre Kinder und lehrte das älteste Etwas von Papa sagen. Aber selbst während sie dies that, standen ihr die Thränen in den Augen, und der kleine Bursche wußte, daß nicht Alles in Ordnung war.

Und so saß sie bis gegen zwei Uhr, besorgte allerlei kleine Arbeiten für die Kinder und nahm diese

Beſchäftigung zum Vorwand, ihren Brief noch nicht zu beginnen. Nun aber hatte ſie nur noch zwei Stunden Zeit, und es war möglich, daß dieſer Brief ſchwierig zu ſchreiben war, daß er Nachdenken und Correcturen erforderte und vielleicht mehr als ein Mal auf's Reine geſchrieben werden mußte.

Was das Geld betraf, ſo hatte ſie es im Hauſe, wenigſtens ſo viel, als Mark jetzt brauchte, obſchon ſie dann faſt gar Nichts für ſich behielt. Indeſſen, im Fall der Noth konnte ſie, wie er gewünſcht, ſich an Davis wenden.

Somit rückte ſie in ihrem kleinen Salon ihr Schreibepult zurecht und ſetzte ſich nieder und ſchrieb ihren Brief. Es war dies eine ſchwierige Aufgabe, obſchon ſie fand, daß dieſelbe nicht ſo viel Zeit in Anſpruch nahm, als ſie erwartet hatte. Die Schwierigkeit lag darin, daß Fanny, wie ſie recht wohl fühlte, verpflichtet war, ihrem Gatten die Wahrheit zu ſagen, und dennoch lag ihr auch daran, ihm nicht alle Freude unter ſeinen Freunden zu verderben.

Sie meldete ihm jedoch, daß Lady Luſton ſehr erzürnt ſei, „ganz unvernünftig erzürnt," ſetzte ſie hinzu, um zu zeigen, daß ſie nicht gegen ihn Partei genommen hatte. „Wir haben uns förmlich gezankt," fuhr ſie fort, „und ich fühle mich darüber ſehr unglücklich, wie auch mit Dir der Fall ſein wird, Theuerſter.

Wir wiſſen jedoch Beide, daß ſie von Herzen gut iſt, und Juſtinia meint, ſie habe noch andere Dinge, welche ihr im Kopfe herumgingen. Ich hoffe daher, daß, ehe Du nach Hauſe kommſt, Alles wieder ausgeglichen ſein wird; nur, theuerſter Mark, bitte ich Dich, nicht länger zu bleiben, als Du in Deinem letzten Briefe ſagſt."

Und nun folgten noch einige Zeilen über die Kinder und über die Schulen, — Zeilen, welche wir hier füglich übergehen können.

Eben war Fanny mit ihrem Briefe fertig und faltete ihn zuſammen, um ihn mit den unvorſichtiger Weiſe hineingelegten zwei Fünfpfundnoten in das Couvert zu ſtecken, als ſie nahende Tritte auf dem Kieswege hörte, welcher von einem kleinen Pförtchen nach der Hausthür führte. Dieſer Weg führte nahe an dem Salonfenſter vorbei, und ſie hatte eben noch Zeit, einen Schimmer von der letzten Falte eines vorüberſchwebenden Mantels zu erblicken.

„Es iſt Juſtinia," ſagte ſie bei ſich ſelbſt, und ihr Herz ward wieder unruhig bei dem Gedanken, das Abenteuer des Morgens nochmals beſprechen zu ſollen. „Was ſoll ich thun," hatte ſie ſchon früher zu ſich ſelbſt geſagt, „wenn ſie mich auffordert, ihre Mutter um Verzeihung zu bitten? Nimmermehr werde ich

dieſer gegenüber zugeben, daß Mark unrecht gehandelt habe."

Die Thür öffnete ſich und Lady Lufton ſelbſt ſtand vor der Gattin des Vicars.

„Fanny," ſagte ſie ohne weitere Einleitung, „ich komme, um Dich um Verzeihung zu bitten."

„O Lady Lufton!"

„Ich war in Folge mehrfacher unangenehmer Dinge in aufgeregter Stimmung, als Du zu mir kamſt, liebes Kind," fuhr die Lady fort. „Nichtsdeſtoweniger aber hätte ich von Deinem Manne nicht ſo ſprechen ſollen, wie ich geſprochen habe, und deßhalb komme ich, um Dich um Verzeihung zu bitten."

Fanny war keiner Antwort mächtig, wenigſtens nicht mit Worten, ſondern ſprang auf und warf ſich mit überſtrömenden Augen in die Arme ihrer alten Freundin.

„O Lady Lufton! O Lady Lufton!" ſchluchzte ſie wiederholt.

„Und Du wirſt mir verzeihen, nicht wahr?" entgegnete ſie, indem ſie die Liebkoſungen ihrer jungen Freundin erwiderte. „Na, ſo iſt's recht. Ich bin, ſeitdem Du dieſen Vormittag meine Höhle verließeſt, nicht froh geworden, und Dir iſt es wahrſcheinlich eben ſo gegangen. Aber, Fanny, liebes Kind, wir lieben einander zu aufrichtig und kennen einander zu gut,

als daß wir lange uneins bleiben könnten, nicht wahr?"

„Ja wohl, ja wohl, Lady Lufton," ſtammelte Fanny.

„Das verſteht ſich," fuhr die Lady fort. „Freunde findet man nicht jeden Tag auf der Gaſſe, und deßhalb darf man ſie auch nicht leichtſinnig wegwerfen. Und nun ſetze Dich, liebes Kind, und laß uns ein Wenig plaudern. Doch ich muß meinen Hut abnehmen. Du haſt mich ſo an den Bändern gezerrt, daß Du mich beinahe erwürgt hätteſt."

Und Lady Lufton legte ihren Hut auf den Tiſch und ſetzte ſich bequem in die Ecke des Sophas.

„Liebe Fanny," ſagte ſie, „es giebt für eine Frau keine Pflicht, welche für ſie höher ſtände, als die, welche ſie ihrem Gatten ſchuldig iſt, und deßhalb war es ganz recht von Dir, daß Du dieſen Vormittag auftrateſt und für Deinen Mann das Wort ergriffſt."

Fanny ſagte hierauf Nichts, faßte aber die Hand der Lady und drückte dieſelbe ſanft.

„Und ich gewann Dich eben wegen Deſſen, was Du ſagteſt, nur um ſo lieber, obſchon Du ein Wenig grimmig wurdeſt, liebes Kind. Selbſt Juſtinia geſteht dies zu, und ich hätte nicht geglaubt, daß Deine hübſchen Augen auch ſolche Blicke entſenden könnten."

„O Mylady!“

„Aber ich ſchaute wahrſcheinlich auch ein Wenig grimmig aus, und deßhalb wollen wir nicht weiter hierüber ſprechen. Wie ſteht's aber nun mit Deinem guten Manne?“

„Ach, meine theure Lady Luſton, Sie müſſen ihm verzeihen.“

„Nun gut, da Du mich darum bitteſt, ſo will ich es thun. Wir wollen Nichts weiter über den Herzog ſprechen, weder jetzt, noch wenn Dein Mann wiederkommt — kein Wort. Wann wird er wiederkommen?“

„Mittwoch über acht Tage, glaube ich.“

„Ah, Mittwoch. Wohlan, ſag' ihm, er ſolle dann gleich an dieſem Tage bei uns ſpeiſen. Er wird wahrſcheinlich Zeit genug hier ankommen, und es ſoll dann über dieſen abſcheulichen Herzog kein Wort geſprochen werden.“

„Ach, wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig, Lady Luſton!“

„Aber glaube mir, liebes Kind, er wird ſich beſſer befinden, wenn er ſolche Freunde meidet.“

„O, dieſer Anſicht bin ich auch; viel beſſer wird er ſich befinden.“

„Schön, ich freue mich, daß Du dies zugeſtehſt,

denn es ſchien mir, als wäreſt Du zu Gunſten des Herzogs geſtimmt.“

„O durchaus nicht, Lady Lufton.“

„Nun, dann iſt es gut. Und nun, wenn Du meinen Rath befolgen willſt, wirſt Du Deinen Einfluß als gutes Weib benutzen, und Deinen Mann abhalten, wieder dorthin zu gehen. Ich bin eine alte Frau, und er iſt ein junger Mann, und es iſt ganz natürlich, daß er glaubt, ich ſei ein Wenig hinter der Zeit zurückgeblieben. Ich nehme dies auch durchaus nicht übel. Er wird aber finden, daß es für ihn in jeder Beziehung beſſer iſt, zu ſeinen alten Freunden zu halten. Es wird beſſer ſein für ſeine Gemüthsruhe, beſſer für ſeinen Ruf als Geiſtlicher, beſſer für ſeinen Beutel, beſſer für ſeine Kinder und für Dich, und beſſer für ſein ewiges Seelenheil. Der Herzog iſt kein Freund, den er ſuchen ſollte, und wenn Mark geſucht wird, ſo darf er ſich nicht verführen laſſen.“

Und dann ſchwieg Lady Lufton, und Fanny Robarts ſchluchzte zu ihren Füßen knieend und barg ihr Geſicht an den Knieen der Freundin. In Bezug auf die Fähigkeit ihres Gatten, ſelbſt zu urtheilen, wußte ſie jetzt kein Wort zu ſagen.

„Und nun muß ich wieder fort,“ hob Lady Lufton wieder an, „aber Juſtinia hat mir das feierliche Verſprechen abgenommen, Dich, da nöthig mit Gewalt,

mit zum Diner zurückzubringen. Es war dies das einzige Mittel, um sie wieder zu beruhigen, und Du darfst mich daher nicht in der Klemme sitzen lassen."

Fanny sagte natürlich, sie werde zum Diner kommen.

„Und diesen Brief darfst Du nicht so absenden," sagte die Lady, indem sie das Zimmer verließ und mit ihrem Regenschirm auf die Epistel zeigte, welche bereits adressirt auf Fanny's Pult lag. „Ich kann mir recht wohl denken, was er enthält, und Du mußt ihn daher vollständig umschreiben, liebes Kind."

Mit diesen Worten entfernte sich Lady Lufton.

Fanny eilte sofort an ihr Pult und riß den Brief auf. Sie sah auf ihre Uhr, und es war schon vier Uhr vorbei. Kaum hatte sie einen neuen Brief begonnen, als der Briefträger kam.

„O Mary," sagte sie, „bitte ihn, zu warten. Wenn er eine Viertelstunde warten will, so gebe ich ihm einen Schilling."

„Das ist nicht nöthig, Mistreß Robarts," entgegnete Mary. „Erlauben Sie mir lieber, ihm ein Glas Bier zu geben."

„Gut, Mary, aber gieb ihm nicht zu viel, damit er seine Briefe nicht etwa verliert. In zehn Minuten bin ich fertig."

Und in fünf Minuten ſchon hatte ſie einen ganz andern Brief zuſammengekritzelt. Mark brauchte das Geld vielleicht unverzüglich, und deßhalb wollte ſie die Abſendung deſſelben nicht um einen Tag verzögern.

Sechstes Kapitel.

Mr. Harold Smith's Vorlesung.

Im Ganzen genommen war die Gesellschaft in Chaldicotes eine sehr angenehme, und die Zeit verging ziemlich rasch. Die Person, mit welcher Mark Robarts sich, abgesehen von Mr. Sowerby, am Meisten befreundete, war Miß Dunstable, welche großen Gefallen an ihm zu finden schien, während sie für Mr. Supplehouse's Schmeicheleien nicht sehr zugänglich und selbst gegen ihren Wirth nicht höflicher war, als der Anstand verlangte.

Mr. Supplehouse und Mr. Sowerby waren aber Beide unvermählt, während Mark Robarts ein verheiratheter Mann war.

Mit Mr. Sowerby hatte der junge Vicar mehr als eine Besprechung in Bezug auf Lord Lufton und

ſeine Angelegenheiten — Beſprechungen, die er gern gemieden hätte, wenn es möglich geweſen wäre. Sowerby war Einer von den Leuten, welche ſtets Geſchäft und Vergnügen durch einander miſchen, und in der Regel mit irgend einem Plane umgehen, welchen ſie zu fördern wünſchen. Leute dieſer Art haben in der Regel kein Tagewerk, kein angemeſſenes Quantum Arbeit, aber doch läßt ſich die Frage aufwerfen, ob ſie nicht angeſtrengter und unaufhörlicher arbeiten, als Andere.

„Lufton iſt ſo ſaumſelig," ſagte Mr. Sowerby; „warum hat er dieſe Sache nicht ſofort, als er ſich dazu bereit erklärte, in Ordnung gebracht? Und dann fürchtet er ſich ſo ganz entſetzlich vor der alten Frau in Framley Court. Lieber Freund, ſagen Sie, was Sie wollen, ſie iſt und bleibt eine alte Frau und wird nimmermehr jünger. Schreiben Sie an Lufton und ſagen Sie ihm, daß dieſe Verzögerung mir ungelegen iſt. Für Sie thäte er ſonſt Etwas, Das weiß ich."

Mark ſagte, er wolle ſchreiben, und that es auch. Aber anfangs gefiel ihm der Ton der Converſation, in welche er verwickelt ward, durchaus nicht. Es berührte ihn unangenehm, Lady Lufton eine alte Frau nennen zu hören, und daß es für Lord Lufton angemeſſen ſei, ſich eines Theiles ſeines Beſitzthums zu

entäußern. Es war ihm dies zuwider, bis er sich daran gewöhnte, was nach und nach geschah.

An dem bestimmten Sonnabend Nachmittag begab sich die ganze Gesellschaft nach Barchester.

Harold Smith hatte sich während der letzten achtundvierzig Stunden mit Sarawak, Labuan, Neuguinea und den Salomonsinseln vollgestopft bis zum Ersticken. Wie mit allen Menschen, die sich vorzugsweise mit einem bestimmten Gegenstande beschäftigen, der Fall ist, glaubte er für den Augenblick an nichts Anderes, und war unzufrieden, wenn Jemand anders in seiner Nähe einem andern Glauben huldigte.

Man nannte ihn Viscount Papua und Baron Borneo, und seine Gattin, welche an der Spitze der gegen ihn geschleuderten Scherze stand, verlangte ihren Titel. Miß Dunstable schwur, daß sie niemals einen Andern, als einen Südsee-Insulaner heirathen würde, und Mark erhielt das Einkommen und das Amt eines Bischofs von Zimmtblüthe angeboten.

Selbst die Familie Proudie setzte diesen kleinen sarkastischen Witzeleien keinen ernsten Widerstand entgegen. Es ist so angenehm, sich bei geeigneter Gelegenheit seiner Würde ein Mal entschlagen zu können, und dies war für Mistreß Proudie eine ausgezeichnet geeignete Gelegenheit hierzu. Kein Sterblicher kann zu allen Stunden weise sein, und in diesen glücklichen

Stunden legte ſelbſt jener gewöhnlich ſehr weiſe Sterbliche, der Biſchof, ſeine ernſte Weisheit auf eine Weile bei Seite.

„Wir gedenken morgen um fünf Uhr zu diniren, Mylady Papua," ſagte der ſcherzliebende Biſchof. „Wird Das Seiner Lordſchaft und den Staatsangelegenheiten nicht unpaſſend erſcheinen? Hi! hi! hi!"

Und der gute Prälat lachte über ſeinen witzigen Einfall.

Wie angenehm können junge Männer und Frauen von fünfzig Jahren oder da herum ſcherzen und liebeln und ihre Witze reißen, und lachen und ſich die Seiten halten, ſich in allerhand Anſpielungen ergehen und einander bedeutſame Spitznamen geben, wenn kein fünfundzwanzig- oder dreißigjähriger Mentor zugegen iſt, der ſie im Zaume hält!

Der Vicar von Framley wäre vielleicht als ein ſolcher Mentor betrachtet worden, wenn er nicht die Fähigkeit beſeſſen hätte, ſich der ihn hier umgebenden Geſellſchaft augenblicklich anzupaſſen. Er plauderte daher auch mit Mylady Papua und machte Witze über den Baron, die Mr. Harold Smith ſelbſt nicht alle Mal auf's Angenehmſte berührten.

Mr. Harold Smith meinte es nämlich ernſt mit ſeiner Sache, und dieſe Späße waren durchaus nicht

nach ſeinem Geſchmack. Er ging mit der Idee um, daß er binnen ungefähr drei Monaten die britiſche Welt zur Civiliſation von Neuguinea bereden und die Welt von Barſetſhire durch die Anſtrengung eines einzigen Abends mit ſich fortreißen könne. Er begriff nicht, wie Andere die Sache mit weniger ernſten Augen anſchauen konnten, und fühlte ſich geneigt, die Scherze unſeres Freundes Mark in etwas ſteifer Weiſe zu rügen.

„Wir dürfen den Baron nicht warten laſſen," ſagte Mark, als man ſich anſchickte, nach Barcheſter aufzubrechen.

„Ich weiß nicht, wen Sie mit dieſem Baron meinen, Sir," entgegnete Harold Smith. „Vielleicht wird der Witz ſich gegen Sie kehren, wenn Sie morgen die Kanzel beſteigen und unter den Bauertölpeln von Chaldicotes ſammeln laſſen."

„Wer in einem Glashauſe wohnt, ſoll nicht mit Steinen werfen, nicht wahr, Baron?" ſagte Miß Dunſtable. „Mr. Robarts' Predigt wird mit Ihrer Vorleſung zu nahe verwandt ſein, als daß er darüber lachen dürfte. Wenn für den Unterricht der Wilden nicht eher Etwas geſchehen kann, als bis es durch die Geiſtlichen geſchieht, ſo werden die Wilden, fürchte ich, noch eine ziemliche Zeit zu warten haben."

„Niemand kann Etwas dieſer Art thun, wenn er

nicht wenigstens Parlamentsmitglied und Miniſter in spe iſt," flüſterte Miſtreß Harold.

Und ſo waren ſie ſehr heiter mit einander, trotz eines kleinen Gefechts mit ſcharfer Waffe, und um drei Uhr ſetzte ſich der Zug der Wagen, mit dem des Biſchofs natürlich voran, in Bewegung nach Barcheſter. Der Biſchof ſaß jedoch nicht darin.

„Miſtreß Proudie, ich bin überzeugt, Sie nehmen mich mit," ſagte Miß Dunſtable im letzten Augenblicke, als ſie die großen ſteinernen Stufen herunterkam. „Ich möchte gern den noch übrigen Theil der Geſchichte von Mr. Slope hören."

Dies brachte Alles in Verwirrung. Der Biſchof ſollte mit ſeiner Gemahlin, mit Miſtreß Smith und Mark Robarts fahren, und Mr. Sowerby hatte die Sache ſo eingerichtet, daß er Miß Dunſtable in ſeinem Phaëton hätte begleiten können. Niemanden aber fiel es jemals ein, Miß Dunſtable irgend Etwas abzuſchlagen. Mark gab natürlich nach, die Sache endete aber damit, daß der Biſchof erklärte, er habe keine beſondere Vorliebe für ſeinen eigenen Wagen — eine Erklärung, zu welcher er durch einen Blick von ſeiner Gattin beſtimmt ward. Dies hatte natürlich auch andere Veränderungen zur Folge, und zuletzt waren Mr. Sowerby und Harold Smith die gemeinſchaftlichen Inhaber des Phaëton.

Der arme Harold Smith machte, indem er ſich niederſetzte, eine Bemerkung von der Art, wie er ſeit den letztvergangenen zwei Tagen viele gemacht; denn weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über. Er fand jedoch hier durchaus kein geneigtes Gehör.

„Verdammt wären die Südſee-Inſulaner! In einigen Minuten haſt Du das Prae, wie ein Stier in einem Porzellanladen, bis dahin aber verſchone mich mit dieſem Gewäſch.“

Wie es ſchien, war Mr. Sowerby's Abſicht, Miß Dunſtable zu ſeiner Begleiterin zu bekommen, keine ganz zweckloſe, wie denn überhaupt ſeine Abſichten ſelten oder nie zwecklos waren.

In dem gegenwärtigen Augenblicke warf er ſich in den Wagen zurück und ſchickte ſich an, ein Schläfchen zu machen. Durch ein Zwiegeſpräch mit ſeinem Schwager konnte er keinen ſeiner Pläne fördern.

Und nun begann Miſtreß Proudie ihre Geſchichte von Mr. Slope, oder begann dieſelbe vielmehr wieder. Sie ſprach ſehr gern von dieſem Manne, der ein Mal ihr Lieblingskaplan geweſen, jetzt aber ihr bitterſter Feind war, und indem ſie die Geſchichte erzählte, mußte ſie zuweilen leiſe mit Miß Dunſtable ſprechen, denn es kamen darin einige zweideutige kleine Anekdoten von einer verheiratheten Dame vor, die ſich für das Ohr des jungen Vicars durchaus nicht eigneten.

Miſtreß Harold Smith beſtand jedoch darauf, daß dieſe Dinge laut erzählt würden, und Miß Dunſtable that ihr dieſen Gefallen, trotz Miſtreß Proudie's Winken und Blinzeln.

„Wie! Er, ein Geiſtlicher, hätte ihr die Hand geküßt. Nie hätte ich geglaubt, daß die Geiſtlichen ſo Etwas thäten, Mr. Robarts?“

„Stille Waſſer ſind tief,“ ſagte Miſtreß Harold Smith.

„Still — ſtill,“ ſagte Miſtreß Proudie mehr mit den Augen, als mit dem Munde. „Der Kummer, welchen dieſer ſchlechte Mann mir verurſachte, brach mir beinahe das Herz, und während dieſer ganzen Zeit machte er einer andern Dame den Hof. Es war —“

Und Miſtreß Proudie flüſterte einen Namen.

„Was, die Frau des Decans!“ ſchrie Miß Dunſtable mit einer Stimme, welche den Kutſcher des nächſten Wagens bewog, einen Ruck in die Zügel ſeiner Pferde zu thun.

„Die Schwägerin des Archidiaconus!“ kreiſchte Miſtreß Harold Smith.

„Was würde er nicht noch Alles verſucht haben!“ ſagte Miß Dunſtable.

„Sie war aber damals noch nicht die Frau des Decans, wiſſen Sie,“ ſagte Miſtreß Proudie erläuternd.

„Sie haben wirklich flotte Leutchen in Ihrem Domkapitel, Das muß ich ſagen," bemerkte Miß Dunſtable wieder. „Sie ſollten auch mit unter die Geiſtlichkeit von Barcheſter zu kommen ſuchen, Mr. Robarts."

„Wer weiß, ob es Mr. Robarts darunter gefiele," ſagte Miſtreß Harold Smith.

„Und was für Ränke ſuchte er dem Biſchof zu ſpielen!" ſagte Miſtreß Proudie.

„In der Liebe und im Kriege iſt jede Liſt erlaubt," bemerkte Miß Dunſtable.

„Aber er ahnte nicht, mit wem er es zu thun hatte," ſagte Miſtreß Proudie.

„Der Biſchof war ihm noch überlegen," bemerkte Miſtreß Harold Smith boshaft.

„Wenn es auch der Biſchof nicht war, ſo war es Jemand anders, und er mußte Barcheſter mit Schimpf und Schande verlaſſen. Später hat er die Frau eines Seifenſieders geheirathet."

„Die Frau!" ſagte Miß Dunſtable. „Was für ein Mann!"

„Die Wittwe, meine ich; aber es iſt ihm Alles einerlei."

„Er iſt offenbar unter dem Planeten Venus geboren," ſagte Miſtreß Smith. „Mit den Herren Geiſtlichen ſcheint dies überhaupt der Fall zu ſein."

Miſtreß Proudie's Wagen war, wie man aus dieſem Geſpräch ſchließen konnte, keineswegs der langweiligſte, als man ſo an dieſem Tage nach Barcheſter fuhr, und allmählich gewöhnte unſer Freund Mark ſich an ſeine Gefährtinnen, und ehe ſie noch den biſchöflichen Palaſt erreichten, geſtand er ſich ſelbſt, daß Miß Dunſtable wirklich ungemein witzig ſei.

Bei dem Diner des Biſchofs können wir uns nicht weiter aufhalten, obſchon es in ſeiner Art ſehr gut war.

Da Mr. Sowerby es ſo einzurichten wußte, daß er neben Miß Dunſtable zu ſitzen kam, wodurch er ein kleines, von Mr. Supplehouſe angeſponnenes Complott über den Haufen warf, ſo ſtrahlte er wieder in unumwölkter heiterer Laune.

Mr. Harold Smith dagegen ward, gleich nachdem die Tafel aufgehoben war, ſehr ungeduldig und unruhig. Die Vorleſung ſollte um ſieben Uhr beginnen und nach ſeiner Uhr mußte dieſe Stunde bald ſchlagen. Er erklärte, Sowerby und Supplehouſe bemühten ſich, die Sache aufzuhalten, damit die Barcheſterianer ärgerlich und ungeduldig werden möchten, und dem Biſchof ward daher nicht geſtattet, ſeine Gaſtfreundſchaft in ächt biſchöflicher Weiſe zu üben.

„Sie vergeſſen, Sowerby," ſagte Supplehouſe,

„daß die Welt hier ſeit den letzten vierzehn Tagen auf gar nichts Anderes gehofft hat.“

„Nun, dann ſoll die Welt ſofort zufriedengeſtellt werden,“ ſagte Miſtreß Harold Smith, einem leichten Kopfnicken von Miſtreß Proudie gehorchend. „Kommen Sie, liebe Freundin,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie Miß Dunſtable's Arm ergriff. „wir wollen Barcheſter nicht warten laſſen. In einer Viertelſtunde ſind wir fertig, nicht wahr, Miſtreß Proudie?“

Und damit ſchwebten die Damen davon.

„Und wir werden Zeit haben, wenigſtens ein Glas Claret zu trinken,“ ſagte der Biſchof.

„Da — jetzt ſchlägt es Sieben auf der Kathedrale,“ ſagte Harold Smith, als er die Glocke hörte und von ſeinem Stuhl aufſprang. „Wenn die Leute daſind, ſo wäre es nicht recht von mir, wenn ich ſie warten laſſen wollte, und ich gehe daher.“

„Nur ein einziges Glas Claret, Mr. Smith, dann wollen wir uns aufmachen,“ ſagte der Biſchof.

„Dieſe Frauen halten mich gewiß noch eine Stunde auf,“ ſagte Harold, indem er ſein Glas füllte und es ſtehend trank. „Sie thun es mit Fleiß.“

Er dachte an ſeine Frau, dem Biſchof aber ſchien es, als ob ſein Gaſt Miſtreß Proudie meinte.

Es war ziemlich ſpät, als endlich Alle ſich in dem großen Saale des Handwerkervereines ſahen; wir

glauben aber nicht, daß ihnen dies im Ganzen genommen zum Nachtheil gereichte. Die meisten von Mr. Smith's Zuhörern waren, mit Ausnahme der Gesellschaft aus dem bischöflichen Palast, Handels- und Gewerbsleute aus der Stadt mit ihren Weibern und Familien, und warteten ziemlich geduldig auf das vornehme Publikum.

Uebrigens war auch der Eintritt zu der Vorlesung frei — eine Thatsache, welche von einem Engländer, wenn er die Art und Weise, auf welche er behandelt wird, näher in's Auge faßt, niemals übersehen wird. Wenn er sein Geld bezahlt, so macht er, was er will, und bezeigt sich ungeduldig oder nicht. Dies lehrt ihn sein Gerechtigkeitsgefühl, und in Uebereinstimmung mit diesem Gefühl pflegt er zu handeln.

Die Leute auf den Bänken erhoben sich daher höflich, als die Gesellschaft aus dem bischöflichen Palaste in den Saal trat. Es waren Sitze in der vordersten Reihe für sie reservirt. Es standen drei Lehnstühle da, welche nach einigem Zögern von dem Bischof, seiner Gemahlin und Miß Dunstable eingenommen wurden.

Mistreß Smith weigerte sich entschieden, sich eines derselben zu bedienen, obschon, wie sie selbst gestand, ihr Rang als Lady Papua der Inseln ihr einigen Anspruch darauf gab.

Da dieſe Bemerkung ganz laut gemacht ward, ſo erreichte ſie auch Mr. Smith's Ohr, während er hinter einem kleinen Tiſche auf einer kleinen Erhöhung ſtand und ſeine weißen Glacéhandſchuhe in den Händen hielt, und er ward dadurch unangenehm berührt und faſt verlegen gemacht.

Die übrige Geſellſchaft nahm auf der vorderſten, mit rothem Tuch überzogenen Bank Platz.

„In etwa zwei Stunden werden wir dieſe Bank ſehr hart und ſehr ſchmal finden," ſagte Mr. Sowerby, und Mr. Smith auf ſeinem Podium hörte auch dieſe Worte und warf ſeine Handſchuhe heftig auf den Tiſch. Er fühlte, daß der ganze Saal es gehört hatte.

Auf der zweiten Bank ſaßen einige Herren, welche Einigen von unſerer Geſellſchaft grüßend die Hand reichten. Dieſe Herren waren Mr. Thorne von Ullathorne, ein gutmüthiger alter Junggeſell, deſſen Haus der Stadt Barcheſter nahe genug ſtand, um ihm zu erlauben, ohne große perſönliche Unbequemlichkeit hereinzukommen, und neben ihm Mr. Hardinge, ein alter Geiſtlicher vom Kapitel, welchem Miſtreß Proudie ſehr freundlich die Hand reichte und ihm Platz machte, ſo daß er ſich, wenn es ihm ſonſt beliebte, dicht hinter ſie ſetzen konnte. Aber es beliebte Mr. Hardinge nicht. Nachdem er den Biſchof begrüßt, kehrte er ruhig an

die Seite ſeines alten Freundes Mr. Thorne zurück und ärgerte dadurch die Gemahlin des Biſchofs, wie man an ihrem Geſicht ſehen konnte, nicht wenig.

Mr. Chadwick, der biſchöfliche Geſchäftsmann für die Diöceſe, war ebenfalls da, hielt ſich aber auch in der Nähe der beiden vorgenannten Herren.

Und nun, nachdem der Biſchof und die Damen ihre Plätze eingenommen, hob Mr. Harold Smith ſeine Handſchuhe wieder auf und legte ſie dann wieder hin, räusperte ſich drei Mal und begann dann.

Es ſei, ſagte er, der eigenthümlichſte Kennzug der gegenwärtigen Aera auf den britiſchen Inſeln, daß die Perſonen, welche an Rang, Reichthum und Bildung eine hohe Stellung in der Welt einnähmen, bereitwillig vorträten und ihre Zeit und Kenntniſſe zum Beſten und zur Ausbildung Derer, die in ſocialer Beziehung nicht ſo hoch ſtänden, uneigennützig, ohne Gebühr oder Lohn, ſpendeten.

Dann machte er eine Pauſe, während welcher Miſtreß Smith zu Miß Dunſtable bemerkte, es ſei dies für einen Anfang gar nicht ſo übel, worauf Miß Dunſtable antwortete, ſie für ihre Perſon fühle ſich in Bezug auf Rang, Reichthum und Bildung ſehr dankbar.

Mr. Sowerby blinzelte Mr. Supplehouſe zu, und dieſer riß die Augen weit auf und zuckte mit den

Achſeln. Die Barcheſterianer nahmen jedoch Alles ſehr gut auf und ſpendeten dem Vortragenden mit Händen und Füßen Beifall.

Dadurch ſehr angenehm berührt, hob er wieder an:

„Ich mache dieſe Bemerkungen nicht mit Bezug auf mich ſelbſt —“

„Ich will doch nicht hoffen, daß er den Beſcheidenen zu ſpielen verſucht,“ ſagte Miß Dunſtable.

„Es wäre dies wenigſtens etwas ganz Neues,“ entgegnete Miſtreß Smith.

„Ich mache dieſe Bemerkungen nicht ſowohl in Bezug auf mich,“ ſagte der Vortragende, „als vielmehr in Bezug auf viele edle und talentvolle Lords und Mitglieder des Unterhauſes, welche ſich in der letzten Zeit zu wiederholten Malen dieſem guten Werke gewidmet haben.“

Und dann zählte er eine lange Reihe von Pairs und Parlamentsmitgliedern auf, indem er natürlich mit Lord Coanerges begann und mit mit Mr. Green Walker ſchloß, einem jungen Manne, der kürzlich durch den Einfluß ſeines Onkels für den Flecken Crew Junction gewählt worden und ſeinen Eintritt in das öffentliche Leben ſofort dadurch bewirkt hatte, daß er einen Vortrag über die Grammatiker der lateiniſchen Sprache hielt.

„Bei der gegenwärtigen Gelegenheit," fuhr Mr. Smith fort, „iſt unſer Zweck, Etwas über jene großen, prachtvollen Inſeln zu erfahren, welche in weiter Ferne über Indien hinaus im ſüdlichen Ocean liegen, welche koſtbare Gewürze und herrliche Früchte erzeugen und an deren Küſten man Perlen und Korallen findet. Ich meine Papua, die Philippinen, Borneo und die Molukken. Meine Freunde, Sie ſind mit Ihrer Landkarte vertraut und wiſſen, welche Linie der Aequator durch dieſe fernen Oceane zieht."

Viele der Zuhörer ſenkten die Köpfe und man hörte ein Raſcheln von Blättern, denn Viele von Denen, „die in ſocialer Beziehung nicht ſo hoch ſtanden," hatten ihre Landkarten mitgebracht und ſuchten in Bezug auf die Lage dieſer wunderbaren Inſeln ihr Gedächtniß aufzufriſchen.

Und Mr. Smith, der ebenfalls eine Landkarte in der Hand hielt und dann und wann auf eine zweite größere, an der Wand hängende zeigte, ging nun näher in die Geographie der Sache ein.

„Das hätten wir in unſerm Atlas finden können, ohne den weiten Weg nach Barcheſter zu machen," ſagte die gefühlloſe Ehehälfte, Miſtreß Harold Smith, ſehr grauſam und obendrein höchſt unlogiſch; denn es giebt ſehr viele Dinge, die wir durch eigenes Suchen finden könnten, aber gleichwohl niemals finden, wenn

ſie uns nicht ſpeciell geſagt werden, und warum ſollte nicht die Länge und Breite jener Inſeln zu dieſen Dingen gehören?

Und dann, nachdem er den Zug des Aequators durch Borneo, Celebes und Gilolo durch die Meerenge von Macaſſar und die Durchfahrt von Molukka ausführlich erklärt, nahm Mr. Harold Smith einen höhern Aufſchwung.

„Aber was," ſagte er, „was nützt Alles, was Gott dem Menſchen geben kann, wenn der Menſch nicht die Hand öffnet, um das Geſchenk zu empfangen? Und was iſt dieſes Oeffnen der Hand Anderes, als der Fortſchritt der Civiliſation — ja, meine Freunde, der Fortſchritt der Civiliſation! Jene Südſee-Inſulaner haben Alles, was die gütige Vorſehung ihnen ſchenken konnte; aber ohne Erziehung und Bildung iſt dies Alles Nichts. Dieſe Erziehung und dieſe Civiliſation müſſen ſie von Ihnen empfangen — ja, meine Freunde, von Ihnen, den Bürgern von Barcheſter."

Und er machte wieder eine Pauſe, damit die Hände und Füße Gelegenheit erhielten, ſich zu rühren. Und die Hände und Füße rührten ſich auch wirklich, während Mr. Smith einen Trunk Waſſer zu ſich nahm.

Nun war er gerade in ſeinem Element und fing an, mit den Fäuſten auf dem Tiſche herumzupauken.

Dann und wann erreichte allerdings eine ironiſche Bemerkung von Mr. Sowerby immer wieder ſein Ohr, aber der Klang ſeiner eigenen Stimme hatte begonnen, den gewohnten Zauber auszuüben, und er bewegte ſich von Gemeinplatz zu Gemeinplatz mit einer Beredtſamkeit, die ihn ſelbſt entzückte.

„Civiliſation!“ rief er, indem er Augen und Hände gen Himmel hob, „o Civiliſation —“

„Nun bekommen wir anderthalb Stunden lang nichts Anderes zu hören,“ ſtöhnte Mr. Supplehouſe.

Harold blickte mit einem Auge auf ihn herab, richtete daſſelbe aber ſofort wieder nach der Decke empor.

„O Civiliſation, die du den Menſchen veredelſt und den Göttern gleich machſt, was wäre wohl herrlicher als Du!“

Hier machte Miſtreß Proudie einige unverkennbare Geberden von Mißbilligung, welche der Biſchof ohne Zweifel nachgeahmt haben würde, wenn der würdige Prälat nicht in den Armen eines friedlichen Schlummers geruht hätte.

Mr. Smith fuhr jedoch, ohne dies zu bemerken, oder wenigſtens darauf zu achten, fort:

„Was wäre wohl herrlicher, als Du? Du biſt der rieſelnde Strom, welcher die kahle Ebene fruchtbar

macht. Bis Du kommſt, iſt Alles finſter und öde, bei Deiner Annäherung aber bricht die Mittagsſonne durch das Gewölk, die Erde ſpendet ihre Früchte, die tiefen Eingeweide der Felſen zollen ihren Tribut, Formen, welche plump und widerwärtig waren, werden mit Anmuth und Schönheit ausgeſtattet, und das vorher nur vegetirende Daſein erhebt ſich zur Stufe himmliſchen Lebens. Dann erſcheint auch der Genius in ſeiner leuchtenden Rüſtung, faßt die ganze Oberfläche der Erde in ſeine Hand und macht jeden Fuß breit derſelben ſeinen Zwecken dienſtbar. Dies thut der Genius, der Sohn der Civiliſation, der Vater der Künſte."

Dieſe letzten, dem Stammbaum des Fortſchrittes entlehnten Worte hatten großen Erfolg, und ganz Barcheſter entwickelte mit Händen und Füßen eine geräuſchvolle Thätigkeit — ganz Barcheſter mit Ausnahme der böswilligen ariſtokratiſchen vorderſten Bank nebſt den davor ſtehenden drei Lehnſtühlen. Die ariſtokratiſche Vorderreihe fühlte ſich zu vertraut mit der Civiliſation, als daß ſie ſich viel darum hätte kümmern ſollen, und die drei Armſtühle, oder vielmehr der, in welchem die Gemahlin des Biſchofs ſaß, war der Anſicht, daß in den Worten des Vortragenden ein gewiſſes Heidenthum, eine faſt an Irreligioſität ſtreifende Sentimentalität läge, welche ſie, als eine Säule der

Kirche, hier in einem öffentlichen Conclave nicht ruhig hingehen laſſen dürfe.

„Von der Civiliſation," fuhr Mr. Harold Smith fort, indem er von der Poeſie wieder zur Proſa überging und auf dieſe Weiſe den Werth beider zeigte, — „von der Civiliſation müſſen wir jeden materiellen Fortſchritt auf dieſen Inſeln erwarten und —"

„Vom Chriſtenthum," ſchrie Miſtreß Proudie zum großen Erſtaunen der verſammelten Zuhörer und ſo, daß der Biſchof vollſtändig wach ward, bei dem Klange der wohlbekannten Stimme in ſeinem Stuhle in die Höhe fuhr und rief;

„Ja wohl, verſteht ſich!"

„Hört! hört! hört!" riefen Diejenigen von den Zuhörern, welche ſpeziell zu Miſtreß Proudie's theologiſcher Schule in der Stadt gehörten, und unter dieſen Stimmen vernahm man deutlich die eines neuen Kirchendieners, zu deſſen Gunſten ſie ſich erfolgreich verwendet hatte.

„Ja wohl, auch vom Chriſtenthum," ſagte Harold Smith, auf den die Unterbrechung durchaus nicht günſtig einzuwirken ſchien.

„Vom Chriſtenthum und der Heilighaltung des Sabbaths!" rief Miſtreß Proudie, welche nun, wo ſie ein Mal das Publikum gewonnen, geneigt zu ſein ſchien, es auch zu behalten. „Laſſen Sie uns nicht

vergeſſen, daß aus dieſen Inſelbewohnern niemals Etwas werden kann, wenn ſie nicht den Sabbath heilig halten."

Der arme Smith war, nachdem er mit ſo rauher Hand vom großen Pferde heruntergezerrt worden, nicht im Stande, es wieder zu beſteigen, und beendete ſeinen Vortrag auf eine Weiſe, die ihm ſelbſt durchaus nicht behagte.

Er hatte auf dem Tiſche vor ſich ein unförmliches Bündel ſtatiſtiſcher Notizen liegen, womit er, nachdem er von dem Gefühl ſeiner Zuhörer vollſtändigen Beſitz genommen, ihren Verſtand zu überzeugen gedacht hatte; aber dieſe Notizen waren zu einförmig und zu trocken, um großen Effect zu machen. In dem Augenblicke, wo er unterbrochen ward, ſtand er übrigens im Begriff, zu erklären, daß jener materielle Fortſchritt, von welchem er geſprochen, nicht ohne Geld zu erreichen ſei, daß es ihnen, den hier verſammelten Bewohnern von Barcheſter, gezieme, als Mitmenſchen und Brüder mit dem Beutel herauszurücken.

Er verſuchte dies auch; von dem Augenblicke jenes verhängnißvollen Angriffs von dem Lehnſtuhle an aber war es ihm ſowohl, als allen Anderen klar, daß Miſtreß Proudie nun die Heldin der Stunde ſei. Seine Zeit war vorbei und die Leute von Barcheſter kümmerten ſich um ſeine Anſprache keinen Pfifferling.

Aus dieſen Gründen war der Vortrag volle zwanzig Minuten eher zu Ende, als man erwartet hatte — zum großen Vergnügen der Herren Sowerby und Supplehouſe, welche dieſen Abend ein Dankvotum für Miſtreß Proudie beantragten und durchſetzten; denn ſie trieben, ehe ſie zu Bett gingen, noch allerhand luſtige Kurzweil.

„Kommen Sie ein Mal her, Robarts,“ ſagte Sowerby, als ſie an der Thür des Handwerker-Vereinslocales ſtanden. „Gehen Sie nicht mit dem Biſchof und ſeiner Gemahlin. Wir wollen ein kleines Souper im Drachen einnehmen, und auf mein Wort, nach dem, was wir durchgemacht haben, bedürfen wir desſelben. Sie können ſich ja mit einem Diener des Biſchofs beſprechen, damit Sie ſpäter Einlaß finden.“

Mark hätte gern das Souper mitgemacht, aber er wagte es nicht, denn er hatte, wie viele Andere ſeiner Collegen, die Furcht vor Miſtreß Proudie vor Augen.

Und das Souper war in der That ein ſehr luſtiges, obſchon der arme Mr. Harold Smith nicht der Luſtigſte von der Geſellſchaft war.

Siebentes Kapitel.

Sonntag Morgen.

Im Ganzen genommen war es vielleicht für Mark Robarts eben so gut, daß er das Souper nicht mitmachte. Es war elf Uhr, ehe die betreffenden Herren sich dazu niedersetzten, und beinahe zwei, ehe sie zu Bett kamen.

Der Leser wird sich erinnern, daß Mark Robarts an dem bevorstehenden Sonntag Morgen eine Wohlthätigkeitspredigt zu Gunsten einer Mission bei Mr. Harold Smith's Insulanern zu halten hatte, und es war dies, die Wahrheit zu sagen, eine Aufgabe, für welche er jetzt sehr wenig Neigung verspürte.

Als er zuerst aufgefordert ward, dies zu thun, hatte er die Sache ziemlich ernst genommen, wie er

dergleichen Dinge ſtets zu nehmen pflegte, und er machte ſeine Predigt fertig, ehe er Framley verließ.

Seitdem aber war die ganze Sache in ein lächerliches Licht gezogen worden, wozu er ſelbſt mit beigetragen, ohne viel an ſeine eigene Predigt zu denken, und dies bewog ihn jetzt, herzlich zu wünſchen, daß er ſich irgend ein anderes Thema wählen dürfe.

Er wußte recht wohl, daß gerade die Punkte, auf welchen er am Hartnäckigſten beſtand, die waren, welche Miß Dunſtable's und Miſtreß Smith's Heiterkeit am Meiſten erregt hatten, und wie ſollte er nun über dieſe Dinge in geeigneter Gemüthsſtimmung predigen, während er wußte, daß dieſe beiden Damen ihn anſehen, daß ſie ſeinen Blick zu erhaſchen ſich bemühen und ihn lächerlich zu machen ſuchen würden, wie ſie ſchon die Vorleſung lächerlich zu machen geſucht?

Hierin that er jedoch, obſchon ohne es zu wiſſen, einer der Damen Unrecht. Miß Dunſtable war bei all' ihrem Hang zur Heiterkeit, und wir können faſt ſagen zum Muthwillen, keineswegs geneigt, die Religion, oder irgend Etwas, was nach ihrer Meinung dazu gehörte, lächerlich zu machen.

Es läßt ſich vorausſetzen, daß ſie Miſtreß Proudie hierzu nicht mitrechnete, denn über dieſe Dame ſpottete und lachte ſie ſehr gern. Hätte Mark ſie jedoch beſſer gekannt, ſo hätte er überzeugt ſein kön-

nen, daß sie seine Predigt vom Anfang bis zu Ende mit vollkommen ernster Aufmerksamkeit angehört haben würde.

Wie die Sache aber ein Mal stand, fühlte er sich sehr unbehaglich, und am Morgen stand er zeitig auf, um zu sehen, ob sich mit dem Concept seiner Predigt nicht geeignete Correcturen vornehmen ließen.

Er strich demgemäß die Stellen, welche sich am Speziellsten auf die Inseln bezogen — er strich die Namen, über welche sie Alle so herzlich gelacht, und schob dagegen eine Reihe allgemeiner und ohne Zweifel sehr nützlicher Bemerkungen ein, welche, wie er sich schmeichelte, seine Predigt aller Aehnlichkeit mit Harold Smith's Vortrag berauben mußten. Er hatte, als er diese Predigt niedergeschrieben, vielleicht gehofft, dadurch einige Sensation hervorzurufen, jetzt dagegen war er schon zufrieden, wenn sie unbemerkt vorüberging.

Seine Anfechtungen sollten aber an diesem Sonntage sehr zahlreich sein. Man hatte verabredet, daß die Gesellschaft in dem Hotel um acht Uhr frühstücken und pünktlich halb Neun aufbrechen sollte, um Chaldicotes zeitig genug erreichen und sich zur Kirche ankleiden zu können. Die Kirche stand dicht an jener langen, steif'n Lindenallee, aber noch innerhalb des

äußern Thores, und war daher von Mr. Sowerby's Haus aus ſelbſt zu Fuße ſehr bald zu erreichen.

Miſtreß Proudie, welche ſelbſt ſehr zeitig aufzuſtehen pflegte, wollte Nichts davon hören, daß ihr Gaſt — obendrein ein Geiſtlicher — an einem Sonntag Morgen im Gaſthauſe frühſtücken ſolle.

Was die Sonntagreiſe nach Chaldicotes betraf, ſo hatte ſie dazu ihre Zuſtimmung gegeben, ohne Zweifel mit ſehr unruhigem Gemüthe, jedenfalls aber in der Vorausſetzung, daß ſo wenig Entweihung als möglich begangen werde.

Es war daher eine angenommene Sache, daß Mark mit ſeinen Freunden zurückkehrte, aber er ſollte nicht gehen, ohne vorher an dem Familiengebet und dem Familienfrühſtück theilgenommen zu haben.

Und ſomit ertheilte Miſtreß Proudie, ehe ſie ſich zur Ruhe begab, die nöthigen Befehle, zum großen Aerger ihres Dienſtperſonals. Der Biſchof ſelbſt erſchien erſt zu einer viel ſpäteren Stunde. Er unterſtützte jetzt auf alle Weiſe die Herrſchaft ſeines Weibes.

„Jetzt," ſagen wir, denn es hatte eine Zeit gegeben, wo er im erſten Stolz und Enthuſiasmus ſeines Episcopats andere Gedanken im Kopfe gehabt hatte. Jetzt jedoch machte er der guten Frau, womit die Vorſehung ihn geſegnet, keine Oppoſition mehr, und zum

Dank dafür war dieſe gute Frau in allen Dingen auf ſeine perſönliche Bequemlichkeit bedacht.

Mit welcher Verwunderung ſchaute der Biſchof jetzt zurück auf jenen gottloſen Krieg, den er ſich früher ein Mal gegen das Weib ſeines Herzens zu führen verſucht gefühlt!

Auch von den Miſſes Proudie kam Keine zu dieſer frühen Stunde zum Vorſchein. Vielleicht fehlten ſie auch aus einem andern Grunde. Ihre Mutter hatte mit ihnen nicht gleich günſtige Erfolge erzielt, wie mit dem Biſchof. Sie hatten einen eigenen Willen, der mit jedem Tage ſtärker und hartnäckiger ward.

Von den drei Töchtern, womit der Himmel Miſtreß Proudie geſegnet, befand ſich Eine ſchon in der Lage, dieſen Willen in legitimer Weiſe über einen ſehr vortrefflichen jungen Geiſtlichen der Diöceſe, den wohlehrwürdigen Optimus Grey, auszuüben; die andern Beiden aber, welche bis jetzt noch keine ſolche Gelegenheit für ihre Fähigkeit, zu commandiren, gefunden, waren vielleicht ein Wenig zu ſehr geneigt, ſich zu Hauſe in Uebung zu erhalten.

Schlag halb acht Uhr aber war Miſtreß Proudie da, eben ſo wie der Hauskaplan, Mr. Robarts und das Dienſtperſonal — Alle, mit Ausnahme eines einzigen faulen Gebetverächters.

„Wo iſt Thomas?“ fragte die Frau mit den Argusaugen, indem ſie mit ihrem Gebetbuch in der Hand aufſtand.

„Sie werden entſchuldigen,“ bemerkte Einer der Diener, „Thomas hat Zahnſchmerzen.“

„Zahnſchmerzen?“ rief Miſtreß Proudie, aber ihre Augen verriethen noch weit ſchrecklichere Dinge. „Thomas ſoll nach der Kirche zu mir kommen.“

Und dann begann das Gebet. Es ward von dem Kaplan geleſen, wie ſich Das auch nicht anders ſchickte; gleichwohl aber können wir nicht umhin, zu glauben, daß Miſtreß Proudie ihre Befugniß ein Wenig überſchritt, als ſie nach Beendigung des Gebets den Segen ſprach. Sie that es jedoch mit klarer, wohlklingender Stimme und vielleicht mit mehr perſönlicher Würde, als dem Kaplan zu Gebote ſtand.

Beim Frühſtück war Miſtreß Proudie faſt ſtreng und finſter, und der Vicar von Framley empfand einen unerklärlichen Wunſch, aus dem Hauſe zu kommen.

Erſtens war ſie nicht mit ihrer gewöhnlichen ſtrengen Aufmerkſamkeit auf die Forderungen ihrer hohen Stellung gekleidet und es war klar, daß erſt noch eine fernerweite Toilette ſtattfinden würde, ehe ſie das Mittelſchiff der Kathedrale hinaufſchwebte. Sie trug eine große weite Haube ohne andere Bänder, als

die, deren ſie bedurfte, um die Haube unter dem Kinn feſtzubinden — eine Haube, welche das Hausperſonal und der Kaplan ſehr wohl kannten, die aber Mr. Robarts ſehr anſtößig erſchien.

Außerdem trug ſie einen weiten, dunkelfarbigen Ueberrock, der bis an den Hals herauf ſchloß und nicht, wie mit ihren Kleidern ſonſt der Fall zu ſein pflegte, durch einen verborgenen Mechanismus von Unterröcken aufgebläht ward. Er ſchloß vielmehr dicht an und vermehrte auf dieſe Weiſe die ſtarre Unbeugſamkeit ihrer Erſcheinung im Allgemeinen.

Ihre Füße ſtaken in großen Tuchpantoffeln, die ohne Zweifel ſehr bequem waren, aber ihrem Gaſt ein Wenig ſeltſam und unſcheinbar vorkamen.

„Haben Sie Schwierigkeit, Ihre Leute zum Morgengebet zuſammenzubringen?“ fragte ſie den Vicar, während ſie ihre Operationen mit dem Theekeſſel begann.

„Nein, von Schwierigkeiten in dieſer Beziehung kann ich Nichts ſagen,“ antwortete Mark; „wir beten aber auch ſelten ſo frühzeitig.“

„Landgeiſtliche müſſen früh aufſtehen, ſollte ich meinen,“ ſagte ſie. „Es giebt dies ein gutes Beiſpiel im Dorfe.“

„Ich gehe mit der Idee um, Morgengebete in der Kirche zu halten,“ ſagte Mr. Robarts.

„„Das iſt Unſinn," rief Miſtreß Proudie, „und bedeutet gewöhnlich noch etwas Schlimmeres, als Unſinn. Ich weiß, wozu es führt. Wenn man Sonntags drei Mal in die Kirche geht und dann noch eine Betſtunde im Hauſe hat, ſo iſt das vollkommen genug."

Und mit dieſen Worten reichte ſie ihm ſeine Taſſe.

„Aber ich halte des Sonntags nicht drei Mal Kirche, Miſtreß Proudie."

„Dann ſollten Sie dafür ſorgen, daß es künftig geſchieht. Wo können die armen Leute des Sonntags beſſer aufgehoben ſein, als eben in der Kirche? Der Biſchof gedenkt ſich bei ſeiner nächſten Rundreiſe in dieſer Beziehung ſehr ſtark auszuſprechen, und ich bin überzeugt, daß Sie ſich ſeinen Wünſchen fügen werden."

Mark gab hierauf keine Antwort, ſondern widmete ſich ſeinem Ei.

„Sie haben wohl in Framley keinen großen Haushalt?" fragte Miſtreß Proudie.

„Meinen Sie im Pfarrhauſe?"

„Ja; Sie wohnen alſo im Pfarrhauſe?"

„Allerdings," antwortete Mark. „Groß iſt unſer Haushalt allerdings nicht; wir halten blos einige Diener — nicht mehr, als nöthig ſind, um die Haus-

arbeit zu beſorgen, Alles hübſch in Ordnung zu halten und die Kinder abzuwarten und zu beaufſichtigen."

„Es iſt eine ſehr ſchöne Stelle," ſagte Miſtreß Proudie wieder, „eine ſehr ſchöne Stelle. Ich kann mich nicht entſinnen, daß wir hier eine ſo gute hätten — ausgenommen vielleicht Plumſtead, das Amt des Archidiaconus. Er mag ſich ſchon einen hübſchen Pfennig zurückgelegt haben."

„Sein Vater war früher Biſchof von Barcheſter."

„Ganz recht, ich kenne ſeine ganze Geſchichte," entgegnete Miſtreß Proudie. „Wäre nicht dieſer Umſtand geweſen, ſo hätte er es ſchwerlich bis zum Archidiaconus gebracht. Ihr Einkommen beträgt achthundert Pfund, Mr. Robarts, nicht wahr? Und was für ein junger Mann ſind Sie noch! Sie haben doch Ihr Leben gehörig hoch verſichert?"

„Allerdings ziemlich hoch, Miſtreß Proudie."

„Und Ihre Frau hatte wohl auch ein Wenig Vermögen, nicht wahr? So können wir freilich nicht Alle auf die Füße fallen, nicht wahr nicht, Mr. White?" fragte Miſtreß Proudie, indem ſie ſich in ihrer ſcherzhaften Weiſe zu dem Kaplan wendete.

Miſtreß Proudie war eine gebieteriſche Frau, aber Lady Lufton war auch eine ſolche, und man kann daher ſagen, daß Mark Robarts an weibliche Herrſchaft hätte gewöhnt ſein ſollen. Während er aber ſo

daſaß und ſein geröſtetes Brod knabberte, konnte er nicht umhin, einen Vergleich zwiſchen den beiden Frauen zu ziehen. Lady Luſton mit ihren kleinen Verſuchen machte ihn zuweilen ärgerlich; wenn er aber die weltliche Dame und die geiſtliche mit einander verglich, ſo fand er, daß die Herrſchaft der Erſtern die leichtere und angenehmere war. Lady Luſton hatte ihm überdies ein Amt und ein Weib gegeben, von Miſtreß Proudie aber hatte er bis jetzt Nichts bekommen.

Unmittelbar nach dem Frühſtück entſchlüpfte Mr. Robarts nach dem Gaſthaus zum Drachen, theils weil er an der frühaufſtehenden Miſtreß Proudie nun genug hatte, theils auch, um ſeine Freunde dort zur Eile anzutreiben. Er ward ſchon unruhig wegen der Zeit, wie es Harold Smith am Abend vorher geweſen, und Miſtreß Smith traute er nicht viel Pünktlichkeit zu.

Als er in dem Gaſthauſe ankam, fragte er, ob die Herrſchaften ſchon gefrühſtückt hätten, und erhielt zur Antwort, daß noch nicht Eines von ihnen zum Vorſchein gekommen ſei. Es war jetzt halb Neun, und ſie hätten daher ſchon unterwegs ſein ſollen.

Mark begab ſich ſofort auf Mr. Sowerby's Zimmer und traf dieſen Herrn, als er ſich eben raſirte.

„O, seien Sie nicht ängstlich," sagte Mr. Sowerby. „Sie und Smith sollen meinen Wagen haben, und meine Pferde werden Sie binnen einer Stunde hinbringen. Wir werden überhaupt Alle zur rechten Zeit dort sein; wir wollen sogleich die ganze Gesellschaft aufstöbern."

Und nachdem Mr. Sowerby durch mehrmaliges Läuten der Glocke Hülfstruppen herbeigerufen, sendete er fliegende Boten und Botinnen nach allen den verschiedenen Zimmern.

„Ich glaube, es wird das Beste sein, ich miethe eine Chaise für mich allein und breche sofort auf," sagte Mark. „Ich darf auf keinen Fall zu spät kommen, wissen Sie."

„Wir dürfen Alle nicht zu spät kommen, und es wäre Unsinn von Ihnen, wenn Sie einen Wagen miethen wollten. Sie würden blos das Geld dafür wegwerfen und wir Sie unterwegs doch überholen. Gehen Sie lieber hinunter und sehen Sie zu, daß der Thee und sonst Alles fertig sei, und lassen Sie sich die Rechnung geben, die Sie auch gleich bezahlen können, Robarts, wenn Sie wollen. Doch ich glaube, wir können dies auch dem Baron Borneo überlassen."

Und Mark ging wirklich hinunter und ließ den Thee bereiten und bestellte die Rechnung. Und dann ging er im Zimmer auf und ab, sah wiederholt an

ſeine Uhr und wartete unruhig auf die Tritte ſeiner Freunde.

Und während er ſo beſchäftigt war, überlegte er, ob es wohl ſchicklich ſei, daß er ſo Etwas an einem Sonntag Morgen thue, ob es gut wäre, daß er ſo in peinlicher Ungewißheit warte, um dann im Galopp ein Dutzend Meilen zurückzulegen, damit er mit ſeiner Predigt nicht zu ſpät käme; ob ſein gemüthliches Wohnzimmer daheim mit Fanny ihm gegenüber und den auf der Diele herumrutſchenden Kindern, mit ſeinen eigenen Vorbereitungen auf ſeinen eigenen ruhigen Gottesdienſt und dem warmen Druck von Lady Luſton's Hand, wenn dieſer Gottesdienſt vorüber wäre, nicht beſſer ſei, als alles Dies.

„Seine Verhältniſſe erlaubten ihm nicht, die Bekanntſchaft mit Harold Smith und Mr. Sowerby und dem Herzog von Omnium zu vernachläſſigen," hatte er bei ſich ſelbſt geſagt. Er mußte ſich in der Welt emporzuarbeiten ſuchen, wie andere Männer.

Aber welches Vergnügen war ihm bis jetzt aus dieſen Bekanntſchaften erwachſen? Wie Viel hatte er bis zu ſeinem Emporkommen gethan?

Er war, um mit Einem Worte die Wahrheit zu ſagen, gar nicht zufrieden mit ſich ſelbſt, als er ſo an dieſem Sonntag Morgen Miſtreß Harold Smith's

Thee bereitete und Mr. Sowerby's Hammelcotelettes bestellte.

Nicht lange nach neun Uhr versammelten sich Alle, aber auch jetzt noch konnte er den Damen nicht begreiflich machen, daß Ursache zur Eile vorhanden sei, wenigstens wollte Mistreß Smith, welche die Anführerin der Gesellschaft war, es nicht verstehen.

Als Mark wieder vom Miethen einer Chaise sprach, sagte Miß Dunstable allerdings, sie werde ihn begleiten, und schien dies so ernst zu nehmen, daß Mr. Sowerby sich mit seinem zweiten Ei beeilte, um einer solchen Katastrophe zuvorzukommen.

Und dann bestellte Mark die Chaise wirklich, worauf Mistreß Smith bemerkte, in diesem Falle brauche sie sich nicht zu beeilen.

Der Kellner kam jedoch mit der Meldung zurück, daß alle Pferde des Hotels bestellt seien, mit Ausnahme eines einzigen Paares, von welchem aber keines als Einspänner zu gebrauchen sei.

„Dann nehme ich dieses letzte Paar," sagte Mark, fast außer sich durch das lange Zögern.

„Unsinn, Robarts! Wir sind ja nun fertig. Er braucht die Pferde nicht, James. Kommen Sie; Supplehouse, sind Sie fertig?"

„Dann soll ich mich wohl wirklich beeilen, wie?" fragte Mistreß Harold Smith. „Was für veränder=

liche Geschöpfe die Männer doch sind! Kann ich nicht wenigstens noch eine halbe Tasse Thee trinken, Mr. Robarts?"

Mark, der nun wirklich erzürnt war, wendete sich ab nach dem Fenster. Diese Menschen seien ohne alles Mitgefühl, sagte er bei sich selbst. Sie kannten die Ursache seiner Unruhe, und dennoch lachten sie ihn blos aus. Dabei aber bedachte er vielleicht nicht, daß er den Scherz gegen Harold Smith am vorigen Abend ebenfalls mit unterstützt hatte.

„James," sagte er zu dem Kellner, „lassen Sie dieses letzte Paar Pferde sofort anspannen!"

„Ja wohl, Sir. In fünfzehn Minuten soll der Wagen vorfahren. Ned, der Kutscher, wird freilich jetzt beim Frühstück sitzen, aber wir wollen ihn sogleich herbeischaffen."

Ehe aber Ned und das Zweigespann zur Stelle waren, hatte Mistreß Smith wirklich ihren Hut aufgesetzt, und um zehn Uhr brachen sie auf.

Mark saß mit Harold Smith in dem Phaëton, aber der Phaëton ging auch nicht schneller, als die andern Wagen. Er fuhr allerdings voran, aber dies war auch Alles, und als die Uhr des Vicars ihm sagte, daß es Elf sei, waren sie noch eine Meile von Chaldicotes entfernt, obschon die Pferde vom Schaum

troffen, und eben hatte man das Dorf erreicht, als die Glocken aufhörten, zu läuten.

„Na ſehen Sie, Sie kommen noch zeitig genug," ſagte Harold Smith. „Eher, als ich geſtern Abend."

Robarts hatte nicht Zeit, ihm zu erklären, daß der Eintritt eines Geiſtlichen in die Kirche, eines Geiſtlichen, welcher dem Gottesdienſt beiwohnen will, nicht in der letzten Minute erfolgen darf, daß er ruhig und anſtändig, und nicht in aller Haſt und mit keuchendem Athem geſchehen muß.

„Wir können wohl gleich hier Halt machen, Sir?" ſagte der Kutſcher, indem er ſeine Pferde an der Kirchenthür mitten unter den Leuten anhielt, welche ſich hier verſammelt hatten.

Mark hatte aber nicht erwartet, daß er ſo ſpät anlangen würde, und ſagte, er müſſe erſt bis an das Herrenhaus fahren, und dann, als die Pferde begonnen hatten, ſich wieder in Bewegung zu ſetzen, fiel ihm ein, daß er ſich ja ſeinen Prieſterrock holen laſſen könne, und indem er aus dem Wagen ſtieg, ertheilte er demgemäß ſeine Befehle.

Und nun kamen auch die andern beiden Wagen vorgefahren, und es entſtand Lärm und Verwirrung an der Kirchenthür, was, wie Mark fühlte, ſich durchaus nicht ſchickte.

Und die Herren ſprachen ſehr laut, und Miſtreß

Harold Smith erklärte, ſie habe kein Gebetbuch und ſei zu müde, um jetzt hineinzugehen. Sie wolle daher nach Hauſe fahren und ausruhen.

Zwei andere Damen der Geſellſchaft thaten dasſelbe und ließen Miß Dunſtable allein gehen, woraus aber dieſe, wie ſie erklärte, ſich nicht das Geringſte machte. Und dann fing Einer der Herren, der in ſeiner Ausdrucksweiſe gewöhnlich etwas ſehr roh war, an, über Etwas laut zu fluchen, während er dicht an Mark's Seite einherſchritt, und ſo näherten ſie ſich der Kirche, als eben die Abſolution geleſen ward, und Mr. Robarts ſchämte ſich vor ſich ſelbſt.

Wenn ſein Emporkommen in der Welt ihn mit ſolchen Dingen in Berührung brachte, war es dann nicht beſſer, wenn er gar nicht emporkam?

Seine Predigt ging vorüber, ohne beſondere Beachtung zu finden. Miſtreß Harold Smith war zu ſeiner großen Befriedigung dabei nicht zugegen und die Andern, welche zugegen waren, ſchienen kaum darauf zu hören. Der Gegenſtand hatte den Reiz der Neuheit verloren, ausgenommen für die gewöhnlichen Mitglieder der Gemeinde, die Pächter und Tagelöhner des Kirchſpiels, und die „Honoratioren" in dem großen Betſtuhle des Squire geruhten ihre Sympathie durch eine mäßige Subſcription zu bethätigen.

Miß Dunſtable gab jedoch eine Zehnpfundnote,

welche die Geſammtſumme für einen ſolchen Ort, wie Chaldicotes, auf eine anſehnliche Höhe ſteigerte.

„Und nun hoffe ich niemals wieder ein Wort über Neuguinea zu hören," ſagte Mr. Sowerby, als die ganze Geſellſchaft ſich nach der Kirche um das Feuer im Salon herumdrängte. „Dieſer Gegenſtand kann als todtgeſchlagen und begraben betrachtet werden, nicht wahr, Harold?"

„Geſtern Abend wenigſtens ward er ermordet," ſagte Miſtreß Harold, „und zwar von jenem entſetzlichen Weibe Miſtreß Proudie!"

„Ich wundere mich, daß Sie nicht ſofort auf ſie losſtürzten und ſie aus dem Armſtuhle riſſen," ſagte Miß Dunſtable. „Ich erwartete es und glaubte ſchon in dem Handgemenge auch mit Eins abzukriegen."

„Noch niemals iſt mir von einer Dame eine ſolche Frechheit vorgekommen," ſagte Miß Kerrigy, eine Reiſegefährtin von Miß Dunſtable.

„Mir auch nicht. Wenigſtens nicht an einem öffentlichen Orte," ſagte Doctor Caſyman, ein Arzt, welcher Miß Dunſtable ebenfalls oft begleitete.

„Was Keckheit betrifft," ſagte Mr. Supplehouſe, „ſo kann ſie damit in jeder beliebigen Quantität aufwarten. Es iſt gut, daß dies der Fall iſt, denn der arme Biſchof iſt damit ſehr kärglich ausgeſtattet."

„Ich verſtand nicht ordentlich, was ſie ſagte,"

bemerkte Harold Smith, „und deßhalb konnte ich ihr nicht antworten. Sie ſchwatzte Etwas von Sonntagen, glaube ich.“

„Sie hoffte, daß Sie die Südſee-Inſulaner nicht etwa zu Luſtreiſen am Sabbath verleiten möchten,“ ſagte Mr. Sowerby.

„Ganz beſonders bat ſie auch, daß Sie Sonntagsſchulen einrichten möchten,“ ſagte Miſtreß Smith, und dann machten ſich Alle an's Werk und riſſen die arme Miſtreß Proudie von dem oberſten Bande ihrer Haube bis herab zur Sohle ihrer Pantoffeln in Stücken.

„Und dann,“ bemerkte Eine der Damen, „erwartet ſie auch, daß die armen jungen Geiſtlichen ſich in ihre Töchter verlieben. Das iſt das Grauſamſte von Allem.“

Als unſer Vicar zu Bett ging, konnte er ſich im Ganzen genommen nicht das Zeugniß geben, einen ſein körperliches und geiſtiges Wohl fördernden Tag verbracht zu haben.

Ende des erſten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Digitized by Google